

## Wahrheit ohne Dichtung.

Oder: Wie ich den nationalen Sozialismus erlebte.

Erinnerungen aus Deutschlands dunkelster Zeitepoche.

### Vorwort:

Staatsminister schreiben nach ihrem Abgang oder auch nach ihrer Absetzung und Inhaftierung Memoiren (Erinnerungen), die einen zu Recht, die ändern zu Unrecht. Ehemalige Nazis verdienen sich hohe Summen mit ihren Enthüllungen bei der sensationshungrigen Illustriertenpresse. Wenn Hitler noch lebte, könnte er - die Zustimmung der Alliierten vorausgesetzt - es zu einem Milliardenär bringen. So charakterlos ist heute die Welt! Viele erstreben dabei, ihr Ansehen und ihren Einfluss zu vermehren und über ihren Tod hinaus in die Zeit hineinzuwirken im guten wie im schlechten Sinn, sagt doch selbst ein Goethe: "Die Weltgeschichte ist im wesentlichen nichts anderes als der Kampf des Glaubens gegen den Unglauben."

Der Schreiber der folgenden Erlebnisse und Geschehnisse aus der Zeit des 1000jährigen Reiches Hitlers und seiner Vorgeschichte sucht weder Geld noch Ruhm. Er hat in den ersten 20 Jahren nach Kriegsende nie daran gedacht, solcherlei zu schreiben. In den "Dachauer Rundbriefen der Priesterhäftlinge" wurden alle "Ehemaligen" aufgefordert, ihre hervorstechendsten Erlebnisse einzusenden. Es sollte ein Sammelband herausgebracht werden mit authentischen Berichten der Priesterhäftlinge. Leider ist der Bearbeiter dieses Bandes erblindet und meines Wissens hat sich kein anderer gefunden, die umfangreiche Arbeit fortzusetzen. Der Schreiber dieser Zeilen hat keinen Erlebnisbericht eingesandt. Er dachte: Was rückwärts liegt, das lässt man liegen; die Zukunft muss man unterkriegen. Zudem hat er weder eine schriftstellerische Ader, noch besitzt er eine hervorragende geistige Kapazität. Er hat nur einen "hausbackenen" Verstand für den Hausgebrauch. Es geht ihm ähnlich wie dem Dichter Lessing und seiner Dichtkunst. Während bei Goethe und Schiller die Verse wie muntre Bächlein sprudeln, muss bei ihm nach seinem eigenen Vergleich alles wie mit einer Presse aus der Röhre gepresst werden. Er ist kein Schriftsteller, höchstens ein -steher, denn er hat seit der Seminarzeit für seine Berufsarbeit viele Predigten, Excerpten (Auszüge) und Zitate zusammengestohlen von Freund und Feind.

Nun hat 1966 der Schriftsteller Rolf Hochhuth in seinem Werk "Der Stellvertreter" den Papst Pius XII. in gemeiner Weise angegriffen und ihm die Schuld an der Ermordung von Millionen von Juden zugeschoben. Gleichzeitig haben andre Kirchenfeinde den deutschen Bischöfen und der kath. Kirche überhaupt vorgeworfen, für Hitler gearbeitet zu haben, so dass es beinahe erscheint, als seien Bischöfe und Priester die einzigen Nazis gewesen. An den Universitäten und technischen Hochschulen geistern solche Ansichten, wie ich mich selbst überzeugen konnte, da auch kirchlich geonnene Studenten sich davon anstecken liessen. Was sind doch diese jungen Leute für politische Wickelkinder! Sie haben keine Ahnung, was für ein teuflische Ungeheuer der Nazismus war, und wie die Kirche geknebelt wurde. Wie sagte doch Hitler in einem hysterischen Wutanfall: "Ich werde die Kirche zertreten wie eine Kröte!" Kreise, die aus jener Zeit genug Dreck am Stecken haben, suchen mit Verleumdungen und Verdächtigungen der Kirche eins auszuwischen und sich selbst reinzuwaschen. Doch da bewahrheitet sich das Sprichwort: "Wer andre anschwärzt, wird selber nicht weiss." Die Schmutzwäsche der Vergangenheit kann nicht bewältigt werden durch neuen Schmutz, sondern durch ehrliches Schuldkenntnis und Besserung.

Diese Verunglimpfungen des Papstes und der Kirche, die Verfälschungen und totalen Verzerrungen geschichtlicher Ereignisse drängten den Schreiber im Sommer 1966 dazu, seine Beobachtungen und Erlebnisse schriftlich niederzulegen zur Verteidigung der Ehre der Kirche und zur Bezeugung der Wahrheit für die Nachwelt. Auch mehrten

sich unter den Mitbrüdern die Stimmen, die dazu ermunterten. Zwei ohne haben jene, die durch die Not und das Grauen eines KZ Hitlers gegangen sind und mit dem Leben davongekamen, Recht und Pflicht, der Welt zu bezeugen, wohin der Weg ohne Gott und Religion führt. So hat er denn bei seinem Urlaub im Josefsheim zu Partenkirchen, wo er mit Pfarrer Spielmann, der vor dem obersten Gerichtshof in Berlin angeklagt war, zusammentraf, im Juli 1966 begonnen, seine Erinnerungen zu skizzieren, eine Arbeit, die sich durch monatelange Unterbrechungen bis Ostern 1967 hinzog.

"Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe", sagt der Volksmund. Wenn 100 Schüler den gleichen Aufsatz schreiben, wird jede Arbeit über das gleiche Thema von der anderen verschieden sein, so verschieden, wie jeder Schüler vom andern körperlich und geistig verschieden ist. Jeder sieht die Welt mit anderen Augen an, jeder hat seine ihm eigene sinnliche, geistige und seelische Möglichkeit der Einfühlung in die Dinge und Ereignisse, seinen mehr oder weniger beschränkten "Horizont" oder Gesichtskreis. Das griechische Wort "horizō" bedeutet: ich beschränke, begrenze. So kann man mit einer gewissen Berechtigung sagen: Jeder wird nach seiner Fassung (Weltanschauung) selig. Derjenige freilich, der dieses geflügelte Wort zuerst gesprochen hat - Friedrich der Grosse - hat nicht im letzten darnach gehandelt; denn nach der Eroberung Schlesiens hat er keinem Katholiken eine Beamtenstelle gegeben, die im Jahr über 300 Gulden einbachte. So werden die folgenden Ausführungen eine persönliche Note und Eigenart offenbaren.

Es erschien ratsam, nicht nur die KZ-Erlebnisse zu berichten, sondern auch die Gefängnishaft einzubeziehen und dem Thema entsprechend auch Interessantes aus der Vorgeschichte des III. Reiches zu bringen, jedoch ohne systematische Darstellung der Ereignisse, was Sache der Geschichtsschreibung ist.

#### Morgenrot für Hitlers Geist.

Während der Marsch Hitlers zur Feldherrnhalle in München 1923 ein unrühmliches Ende nahm, erwachte allenhalben - zum Teil als Folge der Verdemütigung Deutschlands - ein nationalistischer Geist. "Am Deutschen Wesen muss die Welt genesen!" Diese preussisch-prot. Parole spukte immer noch in vielen Köpfen und auch Katholiken waren davon angesteckt. Die vielen Sieg und militärischen Leistungen im 1. Weltkrieg hatten das deutsche Nationalgefühl mächtig gehoben. Die Niederlage und Verdemütigung unsres Volkes nach so vielen siegreichen Schlachten und Eroberungen waren schwer zu verwinden. Man suchte nach den Schuldigen und fand sie in den "roten Novemberverbrechern", d.h. in den Kommunisten, Sozialdemokraten und Juden. Radikale Aussenseiter wie Feldherr Ludendorff und seine Frau Mathilde beschuldigten das Christentum als Ursache aller Übel im deutschen Volk. Christentum und Judentum seien Fremdkörper im Volk und hätten die "deutsche Eiche (Rasse) mit giftigen Bazillen infiziert. In den Jahren 1923 - 1925 waren am "Neuen Gymnasium" zu Würzburg die ersten Blüten des Antisemitismus zu beobachten, in den oberen Klassen kam es manchmal vor, dass jüdische Kameraden grundlos mit Schimpfnamen wie "Saujud", "Dreckjud" bedacht, ja sogar getreten und gestossen wurden. Jene, die sich darin besonders hervortaten, waren Mitglieder der sog. "Bayernwacht", einer bündischen vormilitärischen Organisation an den Mittelschulen, vergleichbar der späteren HJ. Derlei Vorkommnisse hatten nichts mehr zu tun mit dem Geiste eines humanistischen Gymnasiums, mit dem Geiste echter Bildung und Menschlichkeit. Zu unsrer Beschämung müssen wir gestehen, dass ein Teil unsrer Kameraden innerlich damit einverstanden war, ein anderer Teil das Unrechtmässige solchen Verhaltens zwar empfand, aber zu feige war, es zu verurteilen und die Angepöbelten in Schutz zu nehmen.

#### "Deutschland, erwache!"

Nach mancherlei Misserfolgen nahm in den Nachkriegsjahren die nationalsozialistische Bewegung, hauptsächlich verkörpert durch die Hitlerbewegung, immer mehr zu. Die Hauptursachen sind bekannt: Der verlorene 1. Weltkrieg, die hohen Reparationsleistungen an die Sie-

germächte, der Ruhreinbruch, die Inflation, die gutsituierte Leute über Nacht zu Bettlern machte, vor allem aber die grosse Arbeitslosigkeit, die zuletzt fast 8 Millionen umfasste. Die übermütige Behandlung des deutschen Volkes durch die Siegermächte im Vertrag von Versailles war ein grosses Unrecht, das Unheil gebären musste. Diese haben später in ihrer Presse selbst zugegeben, dass beide kriegführenden Parteien in den Weltkrieg "hineingeschliddert" sind. Damit haben sie wenigstens indirekt eingestanden und zugegeben, dass keine der beiden eine besondere Schuld daran trug. Schlaucht Hitler das nationale Anliegen des deutschen Volkes mit dem sozialen verknüpft und schon allein mit dem Wort Nationalsozialismus manche gewonnen, wenn er auch die Unterstützung durch das Grosskapital, das durch die Beseitigung der Arbeitslosigkeit neuen Aufschwung und damit neue Gewinne erhoffte, nicht zurückgewiesen hat. Die Hitlerbewegung wurde immer mehr ein Sammelbecken aller Unzufriedenen, ein Sammelbecken auch für alle glaubens- und kirchenfeindlichen Richtungen im Volk. Wir brauchen uns nur zu erinnern, dass die eingeschriebenen Mitglieder der kommunistischen Freidenkerverbände um 1932 9 Millionen betrug. Diese Gottlosen haben sich nicht bekehrt, sondern fanden in den Naziformationen neue Möglichkeiten, für ihre glaubensfeindlichen Ideen zu werben, wenn sie sich auch gleichschalten, d. h. nach der nationalsozialistischen Weltanschauung ausrichten mussten. "Deutschland, erwache!" So lautete die allgemeine Parole. An den Mauern der Berliner Universität stand mit Hakenkreuzverzierung zu lesen: "Das Kreuz muss fallen, wenn Deutschland leben soll!" "Wir Deutschen haben nichts Dringenderes zu tun, als den Glauben an den südlichen am Kreuze verbluteten Christus aus unsern nordischen Herzen herauszureissen." So schrieb eine deutschgläubige Zeitschrift. Wer die Zeitschrift "Der SA-Mann" oder die Zeitschrift des SS, "Das schwarze Corps", den antisemitischen "Stürmer" oder die jeder ernststen Forschung und geschichtlichen Wahrheit ins Gesicht schlagende Propagandaschrift des Reichsleiters Alfred Rosenberg "Mythos des 20 Jahrhunderts" nur kurz in die Hand nahm, erkannte eindeutig die Gegnerschaft zum Christentum trotz aller Redensarten vom "positiven Christentum". Der ungeheruerlichste Angriff Rosenbergs lautete: Das Christentum sei nur das Ergebnis des etruskisch-asiatischen Völkermorasts und habe 9 Millionen Ketzer verbrannt.

### Auf zum Kampf!

Hatten wir als Universitätsstudenten in tiefem Mitgefühl mit der Notlage unsres Volkes, das besiegt und ausgebeutet am Boden lag, die innere Entwicklung, die sozialen Kämpfe und das Erwachen und Anwachsen des Rechtsradikalismus mitverfolgt, so waren es gerade die Weihejahrgänge vor 1933, die in den Kampf gegen den Rechts- und Linksradikalismus hineingeworfen wurden, Gewiss ist nach Hijob das Menschenleben immer ein Kriegsdienst und St. Paulus versichert uns: "Alle, die in Christus Jesus gerecht und fromm leben wollen, müssen Verfolgung erleiden." Solange der Teufel und die menschlichen Leidenschaften sich austoben können, wird auf dieser Erde nie voller Friede herrschen. Auch das Atomzeitalter werde seine Geisteskämpfe haben. Jedoch erfreut sich die Kirche nach dem 2. Weltkrieg wenigstens im Westen einer relativ gesicherten Freiheit und Ruhe inmitten aller Bedrohung durch den Bolschewismus. Darum kann sich die heutige Generation kaum eine Vorstellung machen, in welche Kämpfe nach allen Seiten hin die Kirche damals verstrickt war. Ich denke an das derbe Wort meines Heimatpfarrers: "An uns reibt sich jede S..!" Was die Kozis an Schmähungen die "reiche Kirche", deren Besitz auf Grund von Berechnungen noch nicht einmal für eine Woche hätte ernähren können, und ihre Diener u. a. gegen die-motorradfahrenden und Radios besitzenden Kapläne" wurde noch überboten durch das was die Nazis gegen die "entarteten Klöster" und die "zänkischen haarspaltenden Pfaffen" öffentlich vortrugen oder in Druckerschwärze an den Mann brachten. Die Verdemütigung Deutschlands, die Inflation und die darauf folgende Not hatten die Leidenschaften zutiefst aufgepeitscht. "Wos Geld is, is der Teufel, wo's nicht is, is er doppelt!" Das Heer der Arbeitslosen bevöl-

kerte die Landstrassen und suchte in erster Linie die Pfarrhäuser auf. Die Schwester meines Chefs in Aidhausen im Hassgau, Fräulein Marie Schuhmann, erklärte mir mehrfach um 1932: "Jeden Monat gehen rund 50 Mark vom Gehalt meines Bruders für die bettelnden Arbeitslosen drauf; zeitweise kommen täglich 20 und mehr in den Pfarrhof." Die Zeit vor 1933 war eine aufgewühlte Zeit mit politischen Morden, Hassgesängen und Saalschlachten. Bei den politischen Versammlungen, die äusserst zahlreich waren, musste für Saalschutz gesorgt werden. Das Gros des Landvolkes in kath. Gegenden hielt durchaus zur Kirche und zur Bayerischen Volkspartei. Die Gegner waren zu allermeist anrühige Elemente, Bankrotteure, Hasardeure, die durch eine Umwälzung materiellen Vorteil erhofften. Nahe beim Dorf Wetzhausen lebten zwei Barone des gleichen Namens, deren Vorfahren einst den Priester Liborius Wagner von Altenmünster zu Tode quälen liessen. Von ihnen wurde allgemein erzählt, dass sie Frauentausch trieben. Der eine von ihnen setzte in seinem Garten auf das Grab seines verendeten Hundes ein Christenkreuz. Da machte ihm doch der prot. Pastor wegen eines solchen Frevels Vorhalt und empfahl ihm, doch das Hakenkreuz daraufzusetzen. Die entrüstete Antwort lautete: "Was? Dieses heilige nationale Zeichen soll ich auf das Grab eines Hundes setzen?" Dass Burschen unsrer Filiale Wetzringen einmal die Fensterscheiben seines Autos mit Steinen zerschmetterten, habe ich nicht gutgeheissen, sondern getadelt. Das Vorkommnis beweist, wie hochgradig die Leidenschaften erregt waren. Da das ev. Kirchenvolk keine entsprechende Führung hatte, konnte die NSDAP im ev. Bereich weit mehr Anhänger gewinnen. Bei der letzten entscheidenden Wahl wurde ich in der Filiale Fuchsstadt mit nur 150 Seelen vom Gutsbesitzer W. aus dem Wahllokal gewiesen, weil meine Anwesenheit Wahlbeeinflussung bedeute. Er wurde 1965 von seinem Freund auf der Jagd versehentlich erschossen. Nach der Machtübernahme, die viele Pfarrer und Vertreter der Bayerischen Volkspartei für kurze Zeit ins Gefängnis brachte, wagten radikale Elemente sogar die Störung von Gottesdiensten, wie in Wetzringen. Dass es mancherorts nicht zu Verhaftungen kam, lag an der politischen Vernunft und rechtlichen Gesinnung des Ortsleiters der NSDAP. So erklärte mir ein Jahr nach der Machtübernahme der politische Leiter von Aidhausen, der Protestant Raab: "Mir wurde die Verhaftung Herrn Dekan Schuhmanns und die Ihrige von oben nahegelegt; aber ich sagte mir: Die beiden Herrn haben in ehrlicher Überzeugung gekämpft und nichts Schlechtes verbrochen; also lasse ich in meinem Bereich niemand verhaften." Anders handelten die Bonzen von Hofheim. Sie liessen es zu, dass die ehrenwerte jüdische Inhaberin eines vielbesuchten Kaufladens im Städtchen im Alter von 70 Jahren von gewissenlosen Gesellen ergriffen, auf einen Mistwagen gesetzt und in Hofheim umhergefahren wurde, vorn und hinten ein Plakat mit den üblichen gehässigen Aufschriften "Volksfeind, Volksschädling. Ein prot. Bauer aus dem nahen Lendershausen, der bei der Dame im Schuldbuch satnd, war die treibende Kraft bei diesem schamlosen Gewaltakt. 3 Tage später wurde die Schandtat am Londoner Rundfunk aller Welt kundgetan. So manchem gingen dabei die Augen auf und gedrängt durch die Stimmung im Volk musste der Kreisleiter sich bei der Dame entschuldigen.

#### Methode Coué.

Es scheint besonders in unsrer deutschen Art zu liegen, alle Dinge und Geschehnisse zu qualifizieren, zu nummerieren und in eine bestimmte Rangordnung einzureihen, obwohl unser Mathematiker Wagner in der 9. Klasse des Gymnasiums den Ausspruch tat: "Das Leben ist eine Gleichung, die nie ganz aufgeht." In einem aber scheint mir die Gleichung aufzugehen: Dass der Nazismus die Macht erringen und schier unzerstörbar festigen konnte, hat gewiss viele Faktoren und Ursachen, die dazu mitwirkten; aber im wesentlichen war es die Auswirkung der nach dem Franzosen Coué benannten Methode: sich selbst und anderen immer dasselbe einzuhämmern, beharrlich und unentwegt sein Ziel verfolgen, alles nach diesem Ziel auszurichten und einzuordnen, vom Gegner nichts anerkennen. Haben es die Nachhaber des III. Reiches nicht selbst ausgesprochen, man könne durch geschickte Propaganda

dem Volke den niedrigsten Lebensstandard als eine Art Paradies vorzubehalten! Alle Gebiete des staatlichen wie privaten Lebens erlebten täglich in Presse, Rundfunk, öffentlichen Kundgebungen und Ausbildungskursen - unsern Exerzitien ähnlich - die ständige Bombardierung und Durchdringung mit Naziideen und -idolen, wobei selbst der Bereich der Kirche der beiden Konfessionen nicht mit Einbruchversuchen verschont blieb. Der grosse "Trommler" trommelte nicht nur bei seinen militärischen Aufmärschen vor und nach 1933 lauthals ins Ohr, sondern auch und noch mehr lautlos und still auf vielen anderen Wegen in das Hirn des deutschen Michel. Und das Volk der Denker und Dichter dachte so wenig, dass es den Lügen des Propagandaministers Dr. Josef Göbbels und seiner Genossen immer mehr Glauben schenkte. Das Wort: "Die Lüge humpelt durch das Land", eine derbe Anspielung auf den Klumpfuß von Göbbels, war nicht gerade christlich, aber treffend. Da fällt mir eine zwar etwas heikle aber beispielhafte Sache ein. Im 4. Kurs des Priesterseminars besuchten wir zwecks Vorbereitung auf das nüchterne Unromantische Leben verschiedene Anstalten und Einrichtungen Würzburgs, u. a. auch das Krüppelheim und das Jugendgefängnis am Burkarder Tor, das heute Jugendherberge ist. Dort befanden sich entgleiste Jugendliche im Alter von 15-16 Jahren aus erblich belasteten Familien stammend, darunter ein vollendeter Einbrecher und geriebener Bursche von 15 Jahren, bereits Vater von 2 Kindern. Als wir durch den grossen Schlafsaal gingen, gab es eine Überraschung. Unter den Gefangenen gab es eine beträchtliche Anzahl von Bettnässern - eine Schifferabteilung" wie sie auch sonst in derbem Spass genannt wurden. Ihre Betten wiesen es sichtbar aus. Der Direktor, Geistl. Rat Henneberger, erklärte uns schmunzelnd dazu: jeder dieser Gruppe müsse jeden Abend wenigstens 50 mal für sich den Satz sprechen: "Ich mach nicht ins Bett!" und mit der Zeit würden tatsächlich die meisten frei von ihrem "Laster". Die Anwendung ist leicht: Durch nichts sind die Deutschen mehr in das Fahrwasser des Nazismus gekommen als durch die Auswirkung der Methode Coué. Ein kurzer Blick in die Jetztzeit: Die herrlichen Erfindungen der sog. Kommunikationsmittel Funk, Film, Fernsehen und Presse ~~ste~~ stehen auch heute vielfach im Dienste des Leichtsinns oder gar des Schlechten. Wenn Satan in den Massenmedien zu jeder Tages- und Nachtzeit bis ins entlegenste Dorf und Gehöft und die ärmste Familie seine Giftsaat ausstreut, wie kann es da anders aussehen in der Welt, als wie es jetzt aussieht! "Die Welt liebt die Finsternis mehr als das Licht." 1933 sagte mir ein Sozialdemokrat meiner Heimat, der am Ende des 1. Weltkrieges noch als junger Soldat an der Westfront eingesetzt war: "Hermann, Du wirst doch nicht glauben, dass ich mit 36 Jahren noch einmal den Schiessprügel trage!" Meine Antwort lautete: "Du trägst noch mit Begeisterung den Schiessprügel! Denn der Hitlerrummel riecht stark nach Krieg. Du siehst es jetzt schon: Jede gegnerische Meinung in Presse und Radio wird ausgeschaltet und der neugemachten Volkstimmung kann sich niemand entziehen, und gegen den Strom schwimmen." Leider bekam ich recht. Welcher Gesinnungsterror wurde besonders in der Pulverfabrik Hasloch von einstigen Sozialdemokraten ausgeübt! Das konnte ich mehrfach bei Besuchen in der Heimat erfahren.

Ein Hoch auf unser "Fränkisches Volksblatt" und seinen Redakteur! Besonders erwähnt und angeprangert in der Öffentlichkeit muss das Verhalten der Generalanzeigerpresse Deutschlands werden. Meines Wissens gab es in unserm Vaterland vor 1933 etwa 1000 Tagezeitungen, darunter 600 Generalanzeiger und nur 100 kath. und ev. Zeitungen nach Art unsres Volksblattes. Im Kampf gegen Hitler haben diese Generalanzeiger schmählich versagt. Zwar haben sie sich anfangs gegen ihn gewandt. Aber bald fürchteten sie für ihr Prestige und ihre Gewinne und unterstützten Hitlers Ideen. Welch ehrenhaften Kampf dagegen führten unsre christlichen Zeitungen bis zu ihrem Erscheinsverbot und ihre Beschlagnahme durch die Nazimachthaber! Dem "Fränkischen Volksblatt" und seinem Chefredakteur Heinrich Leier, der mit seinen ergötzlichen Wochenbetrachtungen die Gegner einfach unmöglich machte, ist es zu verdanken, dass Würzburg bei der entscheidenden Wahl

am 30. Januar 1933 immer noch 54% der Bevölkerung ihre Stimme der "Bayerischen Volkspartei" gab, gegenüber 34% der NSDAP. Mit aller Klarheit führte das Fränkische Volksblatt den schärfsten Kampf gegen den aufkommenden Nazismus. Keine Tageszeitung in Bayern wurde damals so heftig und so häufig angegriffen und gab den zur Macht strebenden braunen Gesellen so trefflich und so gut zurück. Begreiflich, wenn das Echterhaus den Herren der NSDAP ein Dorn im Auge war; begreiflich, wenn sie nach der Machtergreifung Rache übten. Es folgten monatelange Betriebsüberwachungen, Zeitungsverbote, ~~Bojkott~~ Verhaftungen, organisierte Demonstrationen der "kochenden Volksseele," Boykottierung des Betriebes und jener Geschäfte, die noch Kunden der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei blieben, Entziehung der Behördenaufträge und Verbot verlegerischer Tätigkeit. Im Jahre 1942 wurde allen Schwierigkeiten die Krone aufgesetzt: Die weitere Tätigkeit der Druckerei und des Verlages wurde von der Geheimen Staatspolizei Berlin verboten. Das Fränkische Volksblatt musste am 31. März 1943 sein Erscheinen einstellen, das Sonntagsblatt bereits im Juni 1941 während meiner Haft in Aschaffenburg. Der Hass des Gauleiters von Mainfranken Dr. Helmut? (ehemaliger Zahnarzt), der das Volksblatt "Giftspritze" genannt hatte, erlebte die Genugtuung, sie endlich unschädlich gemacht zu haben. Sein Hass gegen das Christentum überhaupt fand sinnfälligen Ausdruck darin, dass er seinen Hund Kilian und seine Tochter Geilana nannte.

#### Verschärfter Kampf.

Mit der Machtübernahme begann für die Kirche ein Kampf auf Leben und Tod. Die Jahre 1933-38 sind gekennzeichnet durch das Bestreben des Nazis, mit allen Mitteln - ob sittlich erlaubt oder unerlaubt - ihre Macht und Herrschaft im Innern zu festigen und ein "ewiges III. Reich" aufzubauen, das - Gott sei Dank - nur 12 Jahre Bestand haben sollte. In diesem Bemühen ging man zu Werk wie bei der Kriegführung des Stellungskrieges. Man tastete die Front ab und stiess vor. Traf man auf Widerstand, so zog man sich zurück, um bei günstigerer Gelegenheit wieder vorzupressen. Lockung, Drohung, ja auch Gewaltanwendung, hinterlistiger Mord, ja sogar Massenmord (Rhönaffaire), bei welchem angeblich aus Versehen führende kath. Männer nachts aus den Betten geholt und erschossen wurden, geschehen im Jahre 1934, und die Judenverfolgung 1938 mit der Niederbrennung der Synagogen, das waren die Mittel. Ihr Grundsatz lautete: "Alles ist erlaubt, was dem Volke nützt!" In diesem Ringen der Machthaber um die Seele des Volkes versagten nach 1933 auch grosse Teile unsres kath. Volkes, am meisten wohl die Intellektuellen, die freilich auch am meisten um ihre Existenz bangen mussten. Einer nach dem andern ging zur Partei und half so mit, die Macht des Nazistaates so zu festigen, dass es 1938 einfach unmöglich schien, dass sie jemals zerstört werden könnte und dass man in blindem Hochmut den verbrecherischen 2. Weltkrieg vom Zaune brach zwecks Welteroberung. Es bleibt ein Ruhmesblatt der Kirche und ihres Klerus, ungebrochen aktiven und passiven Widerstand geleistet zu haben im Kampf um die Freiheit. Es ist eine gemeine Verleumdung, zu behaupten, die Kirche und ihr Oberhaupt habe in diesem Kampfe versagt, wie Hochhut und kirchenfeindliche Presseorgane es taten. Ein unverdächtigere Zeuge für die Kirche ist der sozialdemokratische Bundestagsabgeordnete Kurt Schuhmacher, der im KZ ein Bein verlor. Er war ein gehässiger Gegner der Kirche und hat das Wort gesprochen: "Erzieht die kath. Kirche die Jugend für den Himmel, so erziehen wir sie für den Teufel." Aber dieser Mann besass doch soviel Ehrlichkeit, dass er offen bekannte: "Die einzige Macht, die in Deutschland bis zuletzt den grössten Widerstand leistete, war die Kirche." Der kath. Klerus hielt allen Lockungen und Drohungen stand. Von 600 aktiven Geistlichen der Diözese Würzburg waren im ganzen nur 3 oder 4 Parteigenossen, eine verschwindend kleine Zahl. Die ev. Geistlichkeit besonders in Norddeutschland hatte dagegen einen hohen Prozentsatz Parteigänger und darunter nicht nur Mitläufer. Dementsprechend betrug die Zahl der inhaftierten ev. Pastoren im KZ Dachau nur etwa 40 unter 250 deutschen Geistlichen; reichsdeutsche Pastoren waren es gar nur 21 oder 23. Dem Verhältnis der beiden Konfessionen zu einander hätten es

wenigstens 300 sein müssen. Menschlich ist es verständlich, wenn das Gros der Lehrer und ev. Pastoren in der Besorgnis um das Fortkommen im Beruf und in der Kinderversorgung dem ständigen Druck und der Drohung von seiten der Partei nachgab. Hier zeigt sich der Segen des Zölibats. Der kath. Priester ist ohne Familie und darum ohne besondere Sorge um seine materielle Existenz und damit frei für Gottes Sache. Wieviel schwerer trugen unsere ev. Mitbrüder in Dachau an ihrer Gefangenschaft! Zahlenmässig noch höher war die Parteimitgliedschaft unter den Lehrern. Die Zahl jener Lehrer, die treu zur Kirche standen, war gering. Entsprechend dem Grundsatz: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft, übte der Nazistaat einen unerhörten Druck gerade auf die Lehrer und alle Erzieher aus. Deshalb war der Lehrerstand in seiner materiellen Existenz auch am meisten gefährdet. Jeder gläubige Lehrer musste sich wie zwischen zwei Mühlsteinen vorkommen. Andererseits war beim gläubigen Volk besonders seit der Schulabstimmung für die Gemeinschaftsschule im Jahre 1937 die Achtung vor dem Lehrerstand als dem willigen Befehlsempfänger der Nazimachthaber sehr gesunken. Da erinnere ich mich an den Ausspruch eines Würzburger Lehrers, den mir eine Lehrerswitwe, die Schwester unsres Mathematikers Fleckenstein vom Neuen Gymnasium mitteilte: "An dem Tag, an dem einer meiner Buben sagt: 'Ich will Lehrer werden', da lege ich ihn übers Knie und verhaue ihn solange, bis er sein Vorhaben aufgibt." Zur Ehre des Lehrerstandes gab es doch auch manche standhafte Bekenner und treue Helfer der guten Sache. Ein Würzburger Lehrer, unverheiratet, der 1946 mit 63 Jahren in Heugrumbach eingesetzt war und später Schulrat von Gemünden wurde, erzählte mir im Gespräch: "Da sagt so mancher Beamte und Lehrer: 'Ich musste meines Fortkommens wegen zur Partei gehen.' Ich erwiderte ihm: Niemand musste zur Partei gehen, ich bin doch auch nicht zur Partei gegangen trotz so mancher Vorladung zur Gestapo. In Nürnberg waren 30 Lehrer nicht bei der Partei."

Verwirrend wirkte sich in dieser Zeit die Erklärung der deutschen Bischöfe nach der entscheidenden Wahl 1933 aus, loyal am Aufbau des neuen Staates mitarbeiten zu wollen. Meine Erklärung dazu auf der Kanzel lautete: "Alles, was an Nationalsozialismus von der Kirche bisher verurteilt wurde, ist mit dieser Erklärung nicht zurückgenommen, sondern bleibt verurteilt. Die Bischöfe bieten ihre Mitarbeit nicht an zu etwas Unmoralischen." Ein Lehrer, der auf die Erklärung der Bischöfe hin zur Partei gegangen war, sagte mir um Weihnachten des gleichen Jahres: "Was soll ich jetzt vor meinem Gewissen tun? Es ist doch in diesen wenigen Monaten augenscheinlich geworden, dass Partei und St. Staat einen gottlosen kirchenfeindlichen Kurs steuern!" Meine Antwort: "Wäre ich damals schon hier gewesen, dann wären Sie nie der Partei beigetreten." Nach Konsultierung meines Chefs (Pfarrer Wörner) überbrachte ich ihm den Bescheid: "Bleiben Sie in der Partei? Sie können uns in der Verteidigung der Rechte der Kirche wertvolle Dienste leisten, indem Sie uns über die Erlasse der Partei informieren." Eine weitere Verwirrung bei manchen löste der Abschluss des Reichskonkordats zwischen Vatikan und Nazistaat 1933 aus. Papst Pius XI. suchte damals zu retten, was zu retten wäre, und der deutschen kath. Kirche ein Rechtsmittel in die Hand zu geben. Hitlers Hintergedanke aber war wohl dabei, der übrigen Welt durch den Abschluss des Vertrages Sand in die Augen zu streuen. Von ganz wenigen unrühmlichen Ausnahmen abgesehen haben die offiziellen Vertreter der Kirche wie auch der Grossteil der Gläubigen die gottlosen Absichten der Partei erkannt und ihren Ränken passiven Widerstand geleistet. Wenn heute die Päpste und Bischöfe jener Zeit in gemeiner Weise verdächtigt und Beschuldigt werden, das Nazisystem gefördert und Hitler in den Steigbügel gehoben zu haben, dann ist das eine Geschichtsfälschung ohne gleichen, die allein schon durch das umfassende Werk meines Leidensgenossen von Dachau, des Weihbischofs Neuhäussler, mit seinen unabhängigen amtlichen Aktennachweisen widerlegt wird, das den Titel trägt Kreuz und Hakenkreuz.

Ein Anlass, der viele Priester mit dem weltlichen Gericht in Kon-

flukt und ins Gefängnis brachte, war: das Läuten der Kirchenglocken, die Beflaggung der Kirchen, die Verlesung von Hirtenschreiben, die Erklärung der "25 Katechismuswahrheiten", die jedem deutschen Katholiken aus Anlass der Osterbeichte in die Hand gegeben wurden, der Unterricht in der Schule, bei dem von den Schülern oft absichtlich verfängliche Fragen gestellt wurden. Von 600 aktiven Priestern des Würzburger Bistums erhielten im Laufe der Zeit meines Wissens 150 Schulverbot und über 200 wurden vor Gericht gestellt. Was für Elemente in den meisten Gemeinden mit kath. Bevölkerung das neue Regiment führten, macht folgendes Erlebnis deutlich. Im Urlaub, den ich in den ersten Jahren immer in der Heimat zubrachte, traf ich um 1934 mit einem Landsmann zusammen etwa 5 Jahre jünger als ich. Wir sprachen über die Zeitläufte. Da erklärte er mir: "Denk Dir, Hermann, mich wollten sie mit meinen 26 Jahren - noch dazu unverheiratet - in den Gemeinderat bringen. Ich bin zwar viel in der Welt herumgekommen und bin auch nicht gerade auf den Kopf gefallen, aber mit 26 Jahren ist man doch kein fertiger Mensch und darum für ein solches Amt nicht reif. Und dann - so fuhr er fort - betrachte die Bürgermeister von Marktheidenfeld bis Miltenberg! (50km) Lauter Bankrotteure. Nein, in eine solche Gesellschaft gehe ich nicht!"

#### Vom Regen in die Traufe.

In dieser verschärften Kampfzeit wurde ich anfangs Dezember 1933 als Kaplan nach Mömbris im Kahlgrund versetzt, wo gleichzeitig unser einstiger Präfekt im Würzburger Kilianeum, August Wörner, als Pfarrer aufzog. Es war eine grosse Pfarrgemeinde mit 3500 Seelen in 7 Einzelgemeinden, die jedes Jahr um 100 Seelen zunahm. Wir erlebten viel Arbeit und Kampf, aber auch viel Freude, da die Bevölkerung treu zur Stange hielt. Sie lebte zum grössten Teil von der Zigarrenfabrikation und war von der Arbeitslosigkeit der Männer sehr hart betroffen. Der Kirchenkampf im Unterland war darum schärfer als im Hassgau mit seiner rein bäuerlichen Bevölkerung. Der Lehrer und politische Leiter F. von der Filiale Niedersteinbach, aus gutkath. Lehrerfamilie stammend, war ein 200prozentiger Nazi, ein Feind der Schwarzeröcke, zumal er von einem Pfarrer wegen unkorrekten Betragens gegenüber Schülerinnen beköhdlich gemeldet und darauf versetzt worden war. Ohne jeden Grund sagte er mir beim ersten Zusammentreffen vor dem Klasszimmer ins Gesicht, ich sei ein Spitzel und wolle ihn verklagen. Dieser Mann, dessen Schwester bei den Sternfrauen in Augsburg eingetreten war, überwachte entweder selbst meine Predigten oder liess sie durch Herrn G von Strötzbach überwachen, der später im Lager der Amerikaner nach einem Jahr Haft verstarb. Unter grösstem Druck erreichte er es, nach und nach, dass fast alle Männer des Dorfes mit über 500 Einwohnern der Partei beitraten. Zweimal liess er den gehässigen Parteiredner Henritz aus Würzburg kommen, der das Märchen von der angeblichen Päpstin Johanna als geschichtliche Wahrheit vorsetzte, obwohl längst prot. und ungläubige Geschichtsforscher seine Unhaltbarkeit nachgewiesen haben. Jedes Mittel war den Nazis recht, um die Kirche in ihrem Ansehen und Einfluss zu schädigen. Ich denke an den "Pfaffenspiegel", dieses gemeine Nachwerk eines Halbjuden, das damals eine hohe Auflage erlebte. Als ein Bezirksamtman (heute: Landrat!) bei der Parteileitung anfragte, warum man dieses Buch überall durch die Partei verbreite, der Verfasser sei doch ein Halbjude, also nicht arisch und es strotze von Geschichtsfälschungen, da kam die Antwort: "Wir können im Kampf und Ringen mit der kath. Kirche auf dieses beste Kampfmittel nicht verzichten." Hier gleich den interessanten "Ausgang" dieses Lehrers: Sein Kollege und Schulleiter Dr. L., ein treuer, aber etwas zartbesaiteter Mann, später Schulrat in Obernbrug, wohnte im Erdgeschoss der Lehrerwohnung. Bei einem meiner ganz seltenen Besuche sagte er mir gleich zu Anfang: "Sprechen Sie leise; ich bin nicht sicher, ob mein Kollege nicht auf dem Boden liegend lauscht oder eine Abhöranlage benutzt." L. hatte sich ganz der Betreuung des Luftschutzes gewidmet und weigerte sich hartnäckig, Parteiaufgaben zu übernehmen. Das trug ihm ständige Misshelligkeiten, Verunglimpfungen und Meldungen bei der Parteileitung ein. Dieser Zustand wurde auf die Dauer für ihn selbst und seine noch zärterbesaitete Frau zu einer unerträglichen Nerven-



probe, Darum griff er als einzigen Ausweg zum letzten Mittel: er meldete der Schulbehörde die Verletzung der schulischen Pflichten seines Kollegen. Darauf erfolgte dessen Versetzung nach Zeubelried. Bitter klagte F. im Gemeinderat über den Undank, dass er trotz seines eifrigen Einsatzes für die Partei so behandelt werde. Schlagfertig gab ihm der gewiss nicht zimperliche A. Ph. zur Antwort: "Wie man sich anstellt, so gehts einem!" Ja, es ging gleich darauf noch beschämender. Und das kam so: Noch als politischer Leiter hatte er in einem Judengeschäft von Grosskrotzenburg mit seiner Frau billig eingekauft, war aber hiebei von Werkmeister Hove von der Zigarrenfabrik Niedersteinbach beobachtet und dann im Wirtshaus öffentlich blossgestellt worden. Seitdem konnte der Lehrer den Werkmeister nicht mehr ausstehen. Als nun Lehrer F. am Bahnhof zur Abfahrt bereitstand, rief ihm der Werkmeister eine Bemerkung zu. Voll Zorn ergriff F. einen Stein und schleuderte ihn in die Wohnung des Werkmeisters, worauf ihm das Gericht eine Strafe von 300 RM zudiktierte. Bei seiner Entnazifizierung rief er drei Geistliche um Hilfe an. Aber keiner konnte die Wahrheit umkehren und ihm aus der Panne helfen.

#### Ein kleiner Beichtskandal.

Für unsre priesterliche Tätigkeit in der grossen Pfarrei war der ausnehmend grosse Beichtandrang eine starke Belastung. Auch an den gewöhnlichen Samstagen verbrachten Pfarrer und Kaplan nachmittags und abends in der Regel je eine Stunde im "Wochenenthäuschen". An den Vortagen von hohen Festen waren es nicht selten 5 Stunden und mehr. Am meisten wurden unsre Nerven am Karsamstag Abend vor und nach der einstigen Auferstehungsfeier beansprucht. Bei einem solchen "Osterputz" geschah mitten in dem Strom der 1 bis 2jährigen "Hechte" das Ungeheuerliche: Ein junger Mann trat in höchster Wut mit dem Hitlergruss aus dem Beichtstuhl und verliess das Gotteshaus. Das "Heil Hitler!" hallte mächtig durch den weiten Raum des Gotteshauses, an dessen Wänden rechts und links noch an die 100 Beichtwillige standen. Ich erlitt nahezu einen Nervenschock, da ich die Explosion meiner Ungeduld zuschrieb, und war kaum mehr imstande, den nachfolgenden Beichtleuten die nötige Aufmerksamkeit zu widmen. Als ich zwei Tage später von der Filiale heimkehrte, wartete schon mein Chef an der Haustüre und überraschte mich mit der freudigen Botschaft: "Mach Dir keine Sorgen mehr! Es war alles richtig! Gestern Abend war Zahnarzt Dr. W. bei mir und hat mir erzählt, was jener Beichte vorausging. Jener junge Mann, ein SA-Mann, sei mit ihm und einigen anderen Kumpanen in der SA-Wirtschaft Herbst zu Mensengesäss gesessen und habe sich erst Mut angetrunken. Nach geraumer Zeit sei er mit dem Rufe aufgebrochen: "So, jetzt wird eine Generalbeichte abgelegt!" Er - Dr. W. W. - habe ihm gesagt: "Mensch, Du bist doch jetzt nicht in der Lage, eine Beichte abzulegen! Bleib, wo Du bist!" Jener aber habe erwidert: "Ich will sehen, ob ich nicht absolviert werde!" und habe das Lokal verlassen. Dr. W. erstattete als SA-Mann Anzeige beim Parteigericht wegen parteischädigenden Verhaltens. Keine Antwort! Es verlief alles im Sande. Sonst wäre ja doch zum ersten Mal der Teufel durch Beelzebul ausgetrieben worden. Der rohe SA-Mann stammte aus Breunsberg und hiess E. Sch. Der Unglückliche war mit TBC geschlagen und starb sehr früh, kaum ein Jahr verheiratet. Auf dem Friedhof Mömbris stehen die wichtigsten Lebensdaten von ihm und seiner ebenso früh verstorbenen Frau. Ohne es zu wissen, habe ich diesen SA-Mann während der Haft meines Chefs selbst beerdigt mit nachfolgender Zeremoniell seiner braunen Genossen.

#### Wagemutiges Unternehmen eines guten Hirten.

Mit meinem Chef stand ich in bestem Einvernehmen. Als er in die Pfarrei eingeführt wurde, machte der am Strassenrand stehende Schlosser Georg Feind, enttäuscht über dessen unansehnliche Gestalt, die Bemerkung: "O, des is awer a kleener Pfarrer; der wird bald geliefert sin!" Das klang wie eine Prophetie auf die kommenden Ereignisse. Er war wirklich bald geliefert - in die Hände der Gestapo, wenn auch nur ein ganz geringer Prozentsatz seiner Pfarrkinder daran Schuld trug. Mit einer Grosszügigkeit, die mir so manches Mal widerstrebte, war

mein gute und unermüdlicher Chef darauf eingestellt, mit den Vertretern der Partei zusammenzuarbeiten. U.A. wurde noch 1935 eine gemeinsame öffentliche Papstfeier arrangiert, auf welcher der Pfarrer vom Papsttum, der politische Leiter V. Tr. vom Winterhilfswerk (sprich: Kanonen statt Butter!) des Führers sprach, sowie vom monatlichen Eintopfsonntag. Als aber die Angriffe gegen die Kirche in den öffentlichen Reden der Parteigrößen und in den Organen der Nazipresse, wie "Der Völkische Beobachter", "Der SA-Mann", "Das Schwarze Corps", "Der Stürmer" und die HJ-Zeitschrift immer hinterlistiger und unverschämter wurden, besonders im Anschluss an die Priester- und Klosterprozesse, da entschloss sich mein Chef ohne Beratung mit anderen Mitbrüdern ausser der Bischöflichen Behörde zu einer Aktion aktiven Widerstandes. Er schlug ringsum an den Wänden der grossen Pfarrkirche die kirchenfeindlichen Bilder aus der Nazipresse an und erklärte, er habe nachweisbar mit bestem Willen mit dem neuen Staat zusammenarbeiten wollen, habe aber erkennen müssen, mit welcher Offenheit und zugleich Hinterlist die Kirche geschmäht und angegriffen werde, was die grosse Zahl der Bilder an den Kirchenwänden eindeutig illustrierte. Als Pfarrer einer grossen Gemeinde, die zu mehr als 99 % kath. sei, könne er in seiner Verantwortung für die ihm anvertrauten Seelen nicht mehr schweigen. Er fordere seine Pfarrkinder auf, zum politischen Leiter und Bürgermeister zu gehen und ihn zubbitten, dafür zu sorgen, dass solche Bilder aus der Gemeinde verschwinden. Er werde solange die Glocken der Pfarrkirche nicht mehr leuten lassen, bis dieser Bitte stattgegeben sei. An einem Freitag früh machte der Chef dem Bürgermeister von seinem Vorhaben Mitteilung. Als er beim Mittagessen auch mich darüber informierte, bemerkte ich: "Du weisst, ich bin nicht fürs Schweigen und Leisetreten, sondern für den Kampf; aber ich bin dagegen, dass Du allein dieses Unternehmen startest. Es müssten wenigstens ein halbes Dutzend Pfarrer das Gleiche unternehmen, damit die Machthaber nicht nur nach einer Seite hin gebunden und beansprucht würden, wo möglich sollten es wie Du Kriegsteilnehmer sein, die damals bei dem grossen Rummel der Kriegerdenkmalfeiern im Hinblick auf die versteckten Kriegsvorbereitungen ein besonders hohes Ansehen genossen." Seine Antwort lautete: "Jetzt ist die Sache eingeleitet und nimmt ihren Lauf." Mir war klar, dass er äusserlich den kürzeren ziehen werde. Aber ich hielt treu zu meinem Chef, obwohl ein bekannter und angesehener Stadtpfarrer auf dem Ascheberger Dies bemerkte: "so etwas macht man nicht!"

Nach dem Sonntagsgottesdienst des 4. Adventssonntages 1936 bestürmte eine grosse Zahl Männer und Frauen, besonders auch aus der Jugend den Bürgermeister mit Unterschriften im Sinne des beliebten Seelsorgers. Am Nachmittag war alles auf den Beinen. Da erschien plötzlich ein Trupp SA-Männer mit einem neuem Stürmerkasten. Es waren fast lauter als "Lumpen" bekannte Existenzen aus der näheren Umgebung. Sie zogen Kampflieder singend die Strassen auf und ab - auch Spottlieder auf den Papst waren darunter - während die Leute am Strassenrand "Pfui" riefen. Das Pfuirufen setzte sich fort bei der Einweihungsrede zur Aufstellung des Stürmerkastens und sogar beim "Hoch" auf den Führer. Es war eine hochexplosive Situation. Hätten die SA-Männer die geringste Miene zum Zuschlagen gemacht, dann wären sie mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt worden. Hier kochte in Wahrheit die Volksseele in gerechter Empörung über das christentumsfeindliche Gebaren der braunen Horden. Am Abend dieses denkwürdigen 4. Adventssonntages 1936 erschienen im Pfarrhaus die Vertreter der Polizei, der Gestapo und des Bezirksamtes (Landratsamt), um den Pfarrer zu bestimmen, von seinem Vorhaben (die Glocken an den kommenden Weihnachtsfeiertagen nicht läuten zu lassen und Ähnliches). Mein Chef erklärte: "Ich will sehen, ob wir in einem Rechtsstaat oder in einem Gewaltstaat leben. Was Recht ist, muss Recht bleiben. Als Priester habe ich die strenge Verantwortung vor Gott im Gericht, das Böse in meiner Pfarrei abzuwehren." Als man ihm darauf mit Dachau drohte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie: "Für diese Sache gehe ich auch nach Dachau!" Hierauf zogen die Herren ohne Erfolg ab. Um den

bei den Braunen üblichen Methoden der Verdrehung und Verwischung von Geschehnissen und Redensarten vorzubeugen, lud Pfarrer Wörner am Montag und Dienstag nach dem 4. Adventssonntag seine Pfarrkinder abends zu zweistündigen Vorträgen ein ins Gotteshaus, die äusserst zahlreich besucht waren; selbstredend war die Gestapo auch vertreten. Darin hämmerte er ihnen die gefallen Redensarten und Vorkommnisse ins Gedächtnis im Hinblick auf kommende Verhöre und Gerichtsverhandlungen. Als Folge des dramatischen 4. Adventssonntages wurden 3 Männer: Rudolf Grünwald, Adolf Vogt und Schneidermeister Mehler, und 2 Mädchen: Therese Hammer und Emma Schwarzkopf, in Haft genommen, jedoch nach 3 Tagen wieder freigelassen. Besonders hervorzuheben ist, dass auf Grund der Vorkommnisse, die eindeutig den kirchenfeindlichen Geist offenbarten, viele aus den Parteiorganisationen austraten, vor allem aus dem "Bund deutscher Mädchen (BDM - Bissiger Witz: "Bald deutsche Mutter"). Der Pfarrer selbst als Urheber aktiven Widerstandes wäre wohl kaum verhaftet worden. Er hatte die ganze Gemeinde hinter sich und des Nachts wachten Männer im Pfarrhaus - darunter sogar ein SA-Mann - jederzeit bereit zum Alarmschlagen. Nur 3 Familien stellten sich bei 3500 Einwohnern gegen ihren Pfarrer: Bürgermeister G. v. Tr., Bildhauer N. R. und A. K. am Heimbacher Weg. Von der Tochter letzterer Familie stammt das bezeichnende Wort: "Ihr habt 98 % der Bevölkerung hinter Euch, wir nur 2 %, aber wir haben die Macht!" Ähnlich äusserte sich die an sich brave Frau v. Tr., die er sich einst durch monatliche Kommunion erobert hatte, dem Pfarrer gegenüber in jenen Tagen: "Wer sich gegen den Staat auflehnt, der muss die Macht des Staates fühlen." Nicht lange danach erlitt sie einen Nervenzusammenbruch mit folgender Gesichtsverzerrung und frühzeitigem Tod. Ihr Mann tat den Schwur: In die Kirche, in der an einem Abend (bei Einhämmern der Vorkommnisse) in einem Zusammenhang 162 mal sein Name gefallen sei, werde er nie mehr gehen. Er und N. R. fuhren von da an am Sonntag auswärts zum Gottesdienst. Nach dem Einmarsch der Amerikaner war v. Tr. längere Zeit im Lager, wurde aber wegen seiner Zuckerkrankheit zuerst beurlaubt und später frühzeitig entlassen. In den kurzen Jahren bis zu seinem Tod leistete er - entgegen seinem Schwur - Hilfe im Mesnerdienst. In seinem Kaufmannsgeschäft galt er als unsicherer Kandidat bis er Bürgermeister wurde.

#### Verhaftung des Pfarrers und pfarrerlose Zeit.

In der Weihnachtswoche fuhr Pfarrer Wörner, um sich weitere Instruktionen beim Bischöflichen Ordinariat zu holen, per Auto nach Würzburg. Dies wurde sofort der Gestapohilfsstelle in Aschaffenburg gemeldet. Man fuhr ihm nach, kontrollierte in Würzburg alle seine Gänge und verhaftete ihn vor Schimborn, der letzten Gemeinde vor seiner Pfarrei. 8 Monate verbrachte er im Gefängnis zu Würzburg in der Ottostrasse, dessen Seelsorger er 10 Jahre lang gewesen war. Erst durch Verzichtleistung auf seine Pfarrei kam er frei und übernahm die Pfarrei Hettstadt. Von der Verhaftung Wörners an bis zum Einzug des neuen Pfarrers Karl Weippert kamen täglich zahlreiche Pfarrkinder zum Gebet und zu den abendlichen Andachten ins Gotteshaus, um die Rückkehr ihres seeleneifrigen und beliebten Hirten zu erleben; einige alte Leute sogar noch nach dem Einzug des Nachfolgers. Bei den Abendandachten wurden mehrere Briefe des Pfarrers aus dem Gefängnis verlesen, bis es ihm verboten wurde, an seine Pfarrkinder zu schreiben. Später wurden geeignete Bücher wie die Lebensgeschichte des politischen Heiligen Thomas Morus fortlaufend vorgetragen. Diese Anhänglichkeit von Pfarrgemeinde und Kaplan war der Partei ein Dorn im Auge und trug sicher wesentlich dazu bei, diesen später nach Dachau zu verfrachten. Für mich und augenscheinlich auch für meinen einstigen Chef war sein Einzug in seiner neuen Pfarrei Hettstadt seelisch eines der bittersten Erlebnisse, wozu noch die kühle Art der Hettstädter beitrug, ein totaler Gegensatz zur lebensfrohen und freundlichen Art der Unterländer.

#### Philosoph Nietzsche, Vorläufer des Nazismus.

Viele Nazis betrachteten den Gotteshasser Nietzsche als den Vorläufer ihrer Bewegung, was er dem Geist nach zweifellos auch war. Er

hatte ja doch den rücksichtslosen Übermenschen gepredigt, der sich von keinem Mitleid und keiner Selbstverleugnung unwandelbar lässt, sondern sich brutal durchsetzt entsprechend dem Kampf ums Dasein in der Natur. Da gab ihnen am 2.7.37 die Münchner Kirchenzeitung eine Antwort, dass ihnen Hören und Sehen verging. Ich weiss noch wie heute, wie Organist und Lehrer H. mich von der Empore aus anstarrte, als ich diese geistige Sonderkost von der Kanzel aus zum Besten gab, und manche Kirchenbesucher glaubten, ich würde schon gleich nach dem Gottesdienst von der Polizei abgeführt. Der Artikel lautete:

"Beruft euch nicht auf Nietzsche!"

"Rücksichtslos wird von der Ludensorffschen Glaubensbewegung wie auch von der deutschen Glaubensbewegung heute der Kampf gegen das Christentum geführt. Bei dem Vortrag von Professor Hauer in Köln wurde eine Broschüre verbreitet mit dem Titel "Das ABC des deutschen Heiden"; auf dem Umschlag waren die Worte Friedrich Nietzsches zu lesen: "Es wäre immer noch möglich, dass die Deutschen aus ihrem alten ~~Sch~~ Schimpfnamen (Heiden) sich nachträglich einen Ehrennamen machen, indem sie das erste unchristliche Volk Europas würden." Liebe und Hass machen den Menschen oft so blind, dass er seiner selbst spottet und weiss nicht wie. Die heute so gerne Worte von Nietzsche für ihre Bestrebungen in Anspruch nehmen, wissen offenbar nicht, was sonst noch alles in Nietzsches Werken steht, und wie dieser moderne Heide über das deutsche Volk gedacht und geschrieben hat. Im folgenden etliche Hinweise darauf, damit die Herrschaften sehen, in wessen Gesellschaft sie sich befinden, wenn sie sich auf Nietzsche berufen. Nietzsche schreibt in seinem "Ecce homo", einem Werk, das 1888 erschienen ist:

"Es gehört zu meinem Ehrgeiz, als Verächter der Deutschen par excellence (vorbildlich) zu gelten. Mein Misstrauen gegen den deutschen Charakter habe ich schon mit 26 Jahren ausgedrückt (3. "Unzeitgemässe Betrachtung"); die Deutschen sind für mich unmöglich. Wenn ich mir eine Art Menschen ausdenke, die allen meinen Instinkten zuwiderläuft, so wird immer ein Deutscher daraus... Die Deutschen sind Canaille (=Hundevolk, Schurke) - man erniedrigt sich durch den Verkehr mit den Deutschen... Ich halte diese Rasse nicht aus, mit der man immer in schlechter Gesellschaft ist, die keinen Finger für Nuancen (Feinheiten) hat, die keinen esprit (Geist) in den Füßen hat und nicht einmal gehen kann.. Den Deutschen geht jeder Begriff davon ab, wie gemein sie sind; aber das ist der Superlativ (höchste Gipfel) der Gemeinheit - sie schämen sich nicht einmal, bloss Deutsche zu sein.. Sie reden über alles mit, sie halten sich selbst für entscheidend.. Umsonst, dass ich nach einem Zeichen von Takt, von Delikatesse (feiner Art) gegen mich suche - von Juden ja, doch nie von Deutschen."

So zu lesen im Bande 8 des Werkes Nietzsches im Verlag Kröner 1921 Seite 419 f. Dies ist nicht die einzige Stelle solcher Art bei Nietzsche. Wer sich für deutsche Belange auf Nietzsche beruft, beruft sich auf einen sehr ungeeigneten Zeugen. Also Schluss mit Nietzsche, wenn man noch Gefühl hat für deutsche Ehre! Solche Zeugen brauchen wir nicht!"

Wenn wir eine derartige Verachtung des deutschen Wesens lesen, kommen uns allerlei Gedanken. Wenn auch der Name Nietzsche auf slavische Abstammung schliessen lässt, so war er doch der Sohn eines deutschen Pastors und Professor an einer angesehenen deutschen Universität (Leipzig). "Schmach über den, der sein eigenes Nest - d. i. Familie und Volk - besudelt" sagt der Volksmund. Wir denken weiter und fragen: Warum hatte und hat noch dieser Mann solches Ansehen? Antwort: weil er ein Gottloser war. Darum ist er bei den Gottlosen und Liberalen der "grosse Mann". Auch die Ungläubigen haben ihre Heiligenverehrung. Noch eins: Hätte Nietzsche statt "Deutsche" den Begriff "Nazis" geschrieben, dann hätte er das Richtige getroffen; denn diese waren Massenmörder ähnlich dem Muttermörder Herodes, über den ein römischer Schriftsteller schrieb: "Lieber möchte ich ein Schwein, als dem Herodes sein Sohn sein." Er hatte nämlich auch seinen eigenen Sohn gemordet. Lieber ein Jude als ein Nazi! Das be-

steht zurecht! Ich meine natürlich nicht die Millionen Mitläufer in unserm Volk, sondern die führenden Parteiideologen vom kleinen Adölfle bis zum grossen Adolf, die sich ganz dem obersten Verführer verschrieben hatten. Die kath. Zeitschrift "Der Fels", die kurz darauf verboten wurde, brachte fast gleichzeitig eine andre Auslassung Nietzsches über den Staat, die ich ebenfalls vorlas, wovon ich freilich nur noch zwei Sätze in Erinnerung habe: "Der Staat ist ein Ungeheuer. Kalt lügt es auch." Was hätte treffende auf den Nazistaat gepasst?

"Knechtung der deutschen Frau durch das Christentum."

Es folgt ein weiterer interessanter Auszug aus dem Kapitel "Kampf der Deutschgläubigen gegen die Kirche, der als Unterlage bei Weltanschauungsabenden der NSDAP verwendet wurde. Wir vom Untermain erhielten gerade durch dieses Dokument "Wasser auf die Mühle" und schlugen kräftig in die Kerbe. Drum habe ich es mir auch wörtlich abgeschrieben. Es lautet:

"Besprechung und Erklärung eines auf dem Kreuzberg in der Rhön gleich oberhalb der Klosterkirche stehenden Schandmals: Das hier in Frage kommende Denkmal soll den hl. Kilian darstellen und zum Ausdruck bringen, was 1892 den Schöpfern des Denkmals (wahrscheinlich waren dies die Patres des Klosters auf dem Kreuzberg in der Rhön) über das Schicksal Deutschlands bekannt war. - Am Sockel steht die harmlose Inschrift: "Hl. Kilian, beschütze unser Frankenland! .. Zur Erinnerung an das 200jährige Kirchweihjubiläum 1892"

Und nun betrachten Sie die Bilder etwas näher (am besten mit einer Lupe! =der Schreiber); dann werden Sie zuerst erstaunt sein, was man sich noch 1892 von kath. Seite in der Verhöhnung des Deutschtums geleistet hat. Es wird jedem deutschvölkischen Menschen sofort die Bildstellung auffallen, in der in höhnischer Weise und überheblicher Aufmachung der Sieg des Christentums über das germanische Heidentum dargestellt ist (Bild: Kilian stellt mit Siegermiene seinen Kreuzstab auf den Stumpf einer von ihm gefällten unsern Vorfahren heiligen Eiche)

Das Schlimmste jedoch ist, dass die Bilder auch das wiedergeben, was das deutsche Volk, insbesondere aber die deutsche Frau, von Rom bisher an Unterdrückung zu erdulden hatte und noch zu erwarten hat, wenn es Rom gelingt, wieder einmal grösseren Einfluss in Deutschland zu gewinnen. Weil das deutsche Volk trotz seiner Bekehrung zum Christentum infolge seiner starken Art, bzw. blutmässigen Bindungen immer wieder sich für Rom als unzuverlässig und widerspenstig zeigte und bei passender Gelegenheit von Rom loszukommen suchte, muss es nach dessen Ansicht vernichtet werden. Das geschieht am besten und unauffälligsten durch Unterdrückung der deutschen Frau, der gebärende und ~~Führer~~ Hüterin allen deutschen Lebens (Siehe das Bild: Kilian zertritt mit seinem rechten Fuss die am Boden liegende deutsche Frau und Mutter! Dass es sich hier um eine Frau handelt, ersieht man am besten an den langen Kopfharen und am Spinnrocken, den sie in der linken Hand hält; die Nase ist etwas beschädigt).

Die aufgeklärten Deutschen wissen heute aus zahlreichen schriftlichen Erfahrungen und Enthüllungen unsrer besten Deutschen und grossen Freiheitskämpfer:

1. dass seit jeher (Luther, Bismark u.s.f) Deutschland bei Rom auf der schwarzen Liste steht und dessen Vernichtung oder wenigstens Unterdrückung herbeigewünscht wurde. Der Weltkrieg 1914/18 war ja ebenfalls ein Mittel zum Zweck, was durch zahlreiche Dokumente nachgewiesen werden kann. (Nebenbei: Dieser Unsinn wurde 1938 noch übertrumpft von einem deutschgläubigen Filmvorführer des NSDAP aus Hettstadt, der mir gegenüber behauptete, der Papst stünde mit Moskau unter einer Decke.- Es ist nichts so dumm, es findet däch sein Publikum!)

2. Dass die deutsche Frau und Mutter durch das Christentum von ihrer hohen Stellung bei unsern heidnischen Vorfahren herabgerissen und durch das unter Zwang eingeführte römische Recht zum Menschen zweiter Klasse und minderen Rechts erniedrigt wurde, damit sie ihren günstigen Einfluss auf die Entschlüsse ihres Mannes nicht richtig geltend machen kann. Es ist nachgewiesen, dass die Frau und Mutter

14

deutschen Blutes in den Angelegenheiten, die sich auf das Wohl und Leben des Volkes und des engeren Schicksals ihrer Familie beziehen, viel folgerichtiger, weitschauender und instinktsicherer denkt und handelt als die meisten Männer. Deshalb hat man seit Einführung des Christentums versucht, die deutsche Frau in dieser Richtung unschädlich zu machen.

In einem deutschvölkischen Staat sollte ein solches Schandmal keinen Platz mehr haben, erst recht nicht an einem so verkehrsreichen Ort. Mit mir werden viele Nur-Deutsche der Ansicht sein, dass dieses Schandmal beseitigt - nicht vernichtet - und in einem Museum aufbewahrt wird, damit künftigen Generationen vor Augen geführt wird, wie verbrecherisch das Werk Roms gegen das Germanentum war und noch ist und damit die Deutschen erkennen und sich der Gefahr bewusst bleiben, die dem deutschen Volk von Seiten Roms stets drohen wird. An Jehova und der in seinem Zeichen - dem Kreuz - stehenden Kultur sterben die Völker! Jehova muss in uns und um uns sterben, damit unser deutsches Volk leben kann. Aus dem Geiste des jüdischen Christentums kam das Gift, das zahllose Völker dem Tode überlieferte.

Auf Anfrage des Geistl. Rates Kotz, eines Religionslehrers am Lohrer Gymnasium erfolgte vom Kloster Kreuzberg brieflich die Richtigstellung.

Abschrift eines Briefes:

Quardianat des Franziskanerkloster  
Kreuzberg (Rhön)

Kreuzberg, 10.3.35

Herrn Oberstudienrat und G. Rat Kotz in Lohr am Main.

Euer Hochwürden!

Auf Ihre Anfrage sei Ihnen folgendes mitgeteilt!

Das Kiliansdenkmal wurde 1892 anlässlich des 200jährigen Kirchweihjubiläums errichtet. Nach der geschichtlichen Überlieferung hat der Frankenapostel Kilian zum ersten Mal das Christentum gepredigt. Er soll auf dem Kreuzberg ein Götterbild der Göttin Holla, die hier besonders verehrt wurde, zerstört und dafür ein eichenes Kreuz errichtet haben. "Die am Boden liegende deutsche Frau, die er zertritt", ist also nichts anderes als die Göttin Holla. Der geistige Horizont des Verfassers dieser Erklärung ist also zu begrenzt, um die Statue zu verstehen oder er wollte sie nicht verstehen. Auch sonst gehört eine besondere Fantasie dazu, um alles das herauszulesen, z.B. "Siegermiene des Heiligen", was der Verfasser gesehen hat. Ich habe nochmals das Denkmal genau angeschaut und dazu eigens den Schnee vom Denkmal abgehört. Der Kreuzstab, den Kilian in der Hand hält und "den er mit Siegermiene" auf den Stumpf einer hl. Eiche stellt, wächst gleichsam als neuer Trieb aus dem Eichbaum heraus.

Im übrigen hat vor einem Jahr unter meinem Vorgänger das Generalkonservatorium in München angefragt, wie es sich mit dem Denkmal verhalte. Es teilte mit, dass eine Bremer oder Hamburger Zeitung, ich weiss es nicht mehr genau, schreibe, dass eine nackte deutsche Frau mit Füßen getreten werde. Die Quelle dieses traurigen Geistesproduktes wird also im Norden zu suchen sein. Vielleicht ist anliegende Erklärung eine Abschrift dieses Zeitungsartikels. Ob man vom Generalkonservatorium verlangt, das Schandmal zu entfernen, weiss ich nicht; auf jeden Fall liess dieses auf eine Richtigstellung hin nichts weiter verlauten.

Den Namen des Bildhauers der Statue konnte ich bisher im Archiv nicht finden. Sicher aber waren es nicht die Patres des Klosters. Wenn Euer Hochwürden noch Näheres über die Herkunft dieser "Besprechung" erfahren, bitte ich um gütige Mitteilung.

Mit ehrerbietigen Grüßen Ihr erg. Pater Adelhard, Quardian.

In den Schriften der Deutschgläubigen fand ich über ihre Zukünftigen Pläne grössenwahnsinnige Aussage: "Luther hat nur halbe Arbeit geleistet; wir werden ganze Arbeit leisten und alles abräumen!"

Es ist nichtverwunderlich, wenn der Nationalsozialismus bei seinen Welteroberungsplänen mit allen Mitteln den Bevölkerungsnachwuchs förderte. "Ein SS-Mann reicht für 8 Frauen!" - Es ist für die unverheiratete Frau keine Schande, sondern eine Ehre, dem Volke Nachwuchs zu schenken. Solche neuheidnische Idol wurden unter der Decke und öffentlich propagiert. In der allgemeinen Atmosphäre und Strömung solcher Gedanken liess sich der jungverheiratete Lehrer von Brücken K.M. verleiten, an den 89 Kinder zählenden einklassigen Volksschule vorzunehmen. Nach Entkleidung der Mädchen stellte er deren Geschlechtsreife fest und sagte das dann auch den Mädchen. Boshafte Nachbarn brachten darauf ein Plakat an der Wohnung des Lehrers an mit der Aufschrift: "Sprechstundenaufnahme! - Kinderarzt Dr. K. M." Entrüstete Eltern aber erstatteten Anzeige und der Lehrer wurde nach Wermerichshausen im Hassgau versetzt. Dem dortigen Pfarrer Schwarz brachte er die Mutmassung vor: "Na, Sie sind doch sicher von den Herrn in Mömbris über mich informiert worden. Schwarz verneinte mit Nachdruck, erkundigte sich aber später gelegentlich über den Vorfall. Mit Recht wurde damals von den Kahlgründern die Frage aufgeworfen: "Was wäre wohl geschehen, wenn der Kaplan Dümig solche Dinge unternommen hätte?" Antwort: Das Exempel dafür haben wir an Kuratus Karl Nätcher von Euerbach bei Schweinfurt. Für einen unbeherrschten Schlag mit der blossen Hand auf den Hintern eines Mädchens liess ihn der Volksgerichtshof von Berlin als Volksschädling am 21.11.44 den Kopf abschlagen.

#### Zweierlei Schulabstimmung.

Die Zeit nach Wörners Verhaftung war für den verwesenden Kaplan aufreibend. Stand damals jeder kath. Priester mit einem Bein im Gefängnis, so lag jetzt die Pfarrei Mömbris in einem Brennpunkt des politischen und religiösen Kampfes mit Überwachung des Pfarrhauses und Postzensur. Bei jeder Abnahme des Hörers am Telefon klickte und knackte es. Das bedeutete unmissverständlich: "Feind hört mit!" Das war für den nachfolgenden Pfarrer Grund genug das an sich für die ausgedehnte Pfarrei notwendige Telefon wieder aus dem Hause zu schaffen. In diesen aufregenden Woche und Monaten schreckte ich manchmal in der Nacht auf bei der vielen Arbeit bei 3&00 Seelen in 7 Gemeinden, wofür erst nach 3 Monaten Kooperator Anton Kehl mir beigegeben wurde, und ob des nervenaufreibenden Kampfes. Zwei Geschehnisse aus dieser Zeit verdienen besondere Erwähnung: die Schulabstimmung und die Zeugnenschaft in eigener Sache. Die kirchliche Behörde verordnete eine Schulabstimmung über die Bekenntnisschule, die bei den Gottesdiensten in den Kirchen vorgenommen werden musste, da gesetzlich keine andre Möglichkeit vorhanden war. An einem Samstag früh brachte die Post die Abstimmungsformulare. Als ich die Anweisung zur Durchführung gelesen hatte, sagte ich zu mir selbst: "Das gibt was! Das lässt sich die Allmächtige Partei 1937 nicht mehr bieten!" Mein Plan stand sofort fest: Das Hauptkontingent der Formulare wird auf der Stelle verstaubt, ein kleines Quantum bleibt liegen. Kaum war eine Stunde verstrichen, als schon Wachtmeister Gruss von der Ortsgendarmerie erschien. Er war ein 200prozentiger Parteimann, der freilich mehr Begeisterung als Hirn besass. Barsch erklärte er: "Sie haben heute mit der Post die Abstimmungsformulare für eine Schulabstimmung in der Kirche erhalten; die muss ich im Auftrag meiner Behörde beschlagnahmen." Meine kurze Antwort lautete: "Da nehmen Sie die mit!" Ich zeigte dabei auf den auf dem Tisch liegenden Rest. Siegesfroh rückte er damit ab. Darnach ging ich noch vor 12 Uhr zu Fräulein Elisabeth Meder, das in der Marienanstalt zu Würzburg Maschienschreiben gelernt hatte und von deren Familie 5 Geschwister im Kloster waren. Ich sagte zu ihm: "Heute gilt es zu handeln! Morgen soll auf bischöfliche Anordnung in der Kirche eine Schulabstimmung stattfinden. Hiezu müssen jene Exemplare, die Wachtmeister Gruss soeben mitgenommen hat, mit der Schreibmaschine ersetzt werden." Abends um 10 Uhr war mit meiner Beihilfe die benötigte Anzahl fertig. Nach der Abstimmung, die ein Ergebnis von 92 % für die Bekenntnisschüler erbrachte, erschien sogleich Herr G und

schrie voller Wut: "Sie haben mir doch gesagt, dass ~~z~~ keine Abstimmung stattfindet und jetzt habe Sie doch eine gehalten!" Meine Antwort war: "Ich habe Ihnen gestern gar nichts gesagt ausser: "Nehmen Sie die mit (die Formulare auf dem Tisch)" und Sie zogen damit ab." Als er darauf schimpfte und allerlei Drohungen aussties, erwiderte ich: "Sie gehorchen Ihrer Behörde und ich gehorche meiner kirchlichen Behörde." Eine Woche später meldete die Zeitung eine 100prozentige Abstimmung der Gemeinde Mömbris für die staatliche Gemeinschaftsschule. Eine kleine Versammlung von linientreuen Parteimitgliedern, Lehrern und einigen "Waschlappen" hatten 100prozentig abgestimmt nach ähnlichen Rezepten wie bei den Gesamtwahlen im Nazireich nach 1933 und heute noch in der Ostzone. Die Bevölkerung wusste Bescheid. Als der neue Pfarrer Karl Weippert seinen Antrittsbesuch beim Bürgermeister machte, beklagte sich dieser bitter über die Vorkommnisse mit Pfarrer Würner und mir und nannte mich dabei einen "grossen Heuchler". Als Weippert mir das erzählte, klärte ich ihn entsprechend auf. Ja, die Wut über die gelungene Schulabstimmung und meine Verlästerung konnte ich gut verstehen. Das Verschweigen einer Wahrheit - vorab, wenn man überhaupt nicht gefragt worden ist nach den übrigen Exemplaren - gehört zur Kardinaltugend der Klugheit und ist fern von jeder Unehrlichkeit und Heuchelei. Wenn ich wirklich versprochen gehabt hätte, keine Abstimmung durchzuführen, dann hätten sie als wahrheitsliebende ehrenwerte und bessere Menschen besser handeln müssen und nicht diese lügenhafte Scheinabstimmung von 100 Prozent inszenieren und in die Zeitung setzen dürfen. Telefonüberwachung, Postzensur, wie sie über mich verhängt war, Bespitzelung des Pfarrhauses bei Tag und Nacht, das waren keine Vergehen gegen das 8. Gebot, sondern nach Auffassung der Partei erlaubte Mittel, ihre Herrschaft zu festigen. Wenn der oberste Verführer mit Russland einen feierlichen Vertrag, einen Nichtangriffspakt, abschloss und kurze Zeit danach dieses Land hinterlistig überfiel, dann war das doch nach christlichen Begriffen nächst Judas Verrat das bisher gemeinste und folgenreichste Verbrechen der Weltgeschichte, in den Augen der Nazis allerdings höchste nationale Klugheit - eine Umkehrung der Werte aller Werte. So schrieb ja ein Vertreter des neugermanischen Heidentums - meines Wissens Reichsleiter Rosenberg selbst - nicht die seither gefeierten grossen Männer seien die wahren Heroen der Weltgeschichte, sondern die Rebellen und die Weltgeschichte müsse neu geschrieben werden. In dieser Kampfzeit sangen wir auf dem berühmten Ascheberger Dies als eine verschworene Gemeinschaft unter den Dekan <sup>Heckelmann</sup> und Weigand mit Begeisterung regelmässig die beiden Strophen des St. Georg-Liedes von Georg Thurmair: "Das Böse überkommt Gewalt und keiner sagt dem Satan Halt; wie sind in argen Nöten. St. Jürg, du bist allzeit gerecht, schaff Urteil über gut und schlecht, du kannst die Drachen töten." - Die Lüge ist gar frech und schreit und hat ein Maul so höllenweit, die Wahrheit zu verschlingen. St. Jürg, behüte diesen Hort, bewahr die Sprache und das Wort, du kannst die Lüge zwingen."

#### Zeugenschaft in eigener Sache.

Das zweite Erlebnis war mehr persönlicher Art. Ich wurde brieflich zum Amtsrichter von Alzenau vergeladen "wegen Übertretung verkenspolitischer Strassenvorschriften", ein schlaueingefädelter Angriff! Darunter konnte ich mir zunächst nichts anderes vorstellen als das Zusammentreffen mit Kaplan Lang von Alzenau auf der schmalen Brücke über die Kahl vor der Filiale Brücken, beide mit Fahrrädern "bewaffnet", das eigige Wochen zuvor geschehen war. Der Amtsrichter begann: "Sie haben am so und so vielsten im Pfarrhaus Mömbris nachts um 3/4 1 Uhr von einem Herrn Besuch erhalten, der mit einem andern Herrn auf einem Motorrad anfuhr bei ausgeschaltetem Rücklicht. Als sie bei der Rückfahrt auf dem Heimbacher Feldweg merkten, dass sie in falscher Richtung fuhren, kehrten sie um und wären beinahe, als sie bei der Kirche um die Ecke fuhren, von der benachrichtigten Polizei gestallt worden. Wer waren die Herren?" - Also waren mitten in der Nacht Spitzel aufgestellt, die das Pfarrhaus überwachen mussten. Mir war sofort bewusst: Das war jene Nacht, in der das Rundschreiben Papst



Pius XI. gegen den gottlosen Kommunismus und Nationalsozialismus hektographiert an die Pfarrämter ausgefahren wurde. Ich erwiderte dem Amtsrichter: "1. kann zu mir ins Pfarrhaus zu jeder Tages- und Nachtzeit jedweder kommen; darüber bin niemand Rechenschaft schuldig. 2. kann ich ehrlich sagen, dass ich im Augenblick ihre Namen nicht im Gedächtnis gegenwärtig habe; aber auch wenn ich sie erfragen könnte, würde ich sie Ihnen auch nicht offenbaren (Kaplan Römmelmeyer von Aschaffenburg, der im Krieg gefallen ist, war dabei). Da liess er eine gehässige Schimpfkanonade los, verbunden mit allerlei Drohungen. Ich sagte dem Herrn ruhig: "Sie können mich gleich dabehalten, von mir erhalten Sie keine Auskunft." Jetzt steckte der Amtsrichter um und versuchte in schmeichelndem Tone auf mich einzureden, worauf ich entgegnete: "Sie können machen, was Sie wollen, ich gebe keine Auskunft!" "Sie werden sehen, wohin Sie mit Ihrer Starrköpfigkeit kommen!" war das letzte Wort dieses deutschgläubigen Beamten. - Das wäre eine Freude und Genugtuung für die Herren der Partei gewesen, wenn sie erfahren hätten, wer jenes Dokument überbrachte, und sie dann hätten weiter nachforschen können. Aber auf dem Ascheberger Dies war mehrmals die Parole ausgegeben worden: "Wer sich selbst verrät ist ein Esel; wer andre verrät, ist ein Schuft!"

#### Flüsterpropaganda.

So ernst, nervenaufregend und empörend auch die Ereignisse vielerorts und besonders in Mömbris waren, es gab auch Stoff zum Lachen, ein Ventil für angereicherte Wut und Bitternis. Zwei Hebammen, die ältere Sch. D. und die junge K.W., hatten reichlich Zuspruch in der grossen mit hohem Geburtsüberschuss gesegneten Pfarrei. Da nun Frau D. in ihren Äusserungen gegen ihren Pfarrer Stellung nahm, wurde fast nur noch ihre Berufskollegin beansprucht. Gerne hätte man nun von Seiten der Partei daraus Verhetzung und Berufsschädigung zusammenkonstruiert. V. Tr. befragte daher einen jungen Mann bei der Anmeldung *des/Kinddes* eines neuen Erdenbürgers, warum er nicht Frau *Derk* als Hebamme genommen habe. Er erwiderte mit Humor: "Das letzte Mal ham mer die D. genome, diesmal die andre. Des will ich Dir so ge: Wenn ich emol a Kind krieg, do nehm ich die D.; wenn ma Fra awer e Kind kriegt, kann se mache, was sie will; des is ihre Sach." Eine zweite lustige Geschichte erlebten die Einwohner der damals zur Pfarrei gehörenden Lokalkaplanei Gunzenbach. Die war eine Gemeinde mit überwiegend ländlichem Charakter, wenn auch am Ort eine Zigarrenfabrik bestand. Die Leute hielten treu zu ihrem Seelsorger, dem eifrigen und leutseligen Kuratus Sebastian Kleinschrodt und seiner gleichgearteten Schwester Angela. Es war sozusagen eine verschworene Gemeinschaft, der gegenüber der für die Partei arbeitende Lehrer Machtlos und hilflos war. Auch in Gunzenbach hatte man vor Ostern einen neuen Stürmerkasten aufgestellt. Dieses "Götzenbild" wurde in der Karwoche von zuverlässigen Männern abgesägt und verschwand spurlos von der Bildfläche. Alle Nachforschungen der Partei führten zu keinem Ergebnis, obwohl man die Holzvorräte und sogar die Sägeblätter der Bewohner untersuchte. Das Ergötzliche geschah am 1. Ostertag. Als die feierliche Osterprozession durchs Dorf zog - darunter auswärtige Parteimänner, die selbst die Mienen der Leute beobachteten - traf es sich, dass gerade an dem Platz, wo der Stürmerkasten gestanden hatte, die Liedstrophe gespielt und gesungen wurde: "Heil uns Heil, Halleluja ... den ihr sucht ist nicht zu finden. Seht die leere Stätte das! Heil uns Heil, Halleluja!" Darob allgemeines Schmunzeln und inneres Frohlocken! Ich glaube sicher: Der Herr hat in Milde das Abschweifen von der Liturgie, bezw. den Triumph und die Siegesfreude auf den Gesichtern und in den Herzen der kirchentreuen Gemeinde übersehen, war ja doch durchaus keine Teufelsfreude. Am Nachmittag bereits war das Geschehen in der ganzen Umgebung in aller Mund - ohne Telefon. Begreiflich, dass Kuratus Kleinschrodt sogleich polizeilich vernommen wurde, als ob er es absichtlich so eingerichtet hätte.

#### Greuelpropaganda.

Wie bereits angedeutet liess die gemeinsame Not und Gefahr den Klerus des Untermains besonders eng zusammenwachsen unter den Dekanen Heckelmann und Weigand und den Vorkämpfern Pfeiffer-St. Josef, Keller

-Damm, Keller-Muttergottespfarre, Braun, Hepp, Benz, Schwarz, Vöth, Kleinschrodt. Von Ascheberger Dies konnte man immer wieder neuen Stoff für Flüsterpropaganda mit nach Hause nehmen: neueste politische Witze, hektographierte Reden führender Männer der kath. und ev. Kirche. Den berühmten "Göbbelsbrief I", für dessen Verbreitung einige Schwestern und Kapläne wegen Greuelpropaganda mehrere Monate Gefängnisstrafen abbüßten, brachte ich in 50 Exemplaren nach Mömbris, versteckte sie in den alten Scheineställen des Pfarrhofes und gab sie allmählich aus. Ein Exemplar kam freilich durch unzuverlässige Leser dem Lehrer B. von Strötzbach in die Hände, der darauf die Ausserung tat: "Dem Kaplan Dümig werden wir jetzt bald einmal das Handwerk legen." Der Göbbelsbrief II, den Kuratus Kleinschrodt aus Frankfurt bezogen hatte, war ein so scharfsinniges und zugleich sarkastisches Geistesprodukt, dass ich es nicht wagte, ihn zu verbreiten. Seinen Besitzer hätten die Gegner wohl mit der gleichen Grausamkeit zu Tode getrampelt wie den konvertierten Schriftsteller Fritz Gerlich in Dachau.

Gestapo - Haussuchung.

Am 20.1.38, als ich gerade von der Filiale Niedersteinbach heimgekehrt war, erschienen drei Gestapo-Leute aus Aschaffenburg, darunter zwei ehemalige Mitglieder meiner Studentenverbindung Normannia Würzburg, die ein Jahr zuvor unter staatlichem Zwang aufgelöst worden war. Sie wollten den etwaigen Rest der Jugendgruppe liquidieren und natürlich die vorhandenen Gelder und Gegenstände konfiszieren. Gleichzeitig wurde das Kaplanszimmer besonders meine Predigten durchsucht. Mein neuer Chef bemühte sich sofort ins Kaplanszimmer. Ohne sonderlichen Grund - vielleicht weil er die Anwesenheit des Pfarrers als unerwünscht empfand - machte einer der Herren eine Bemerkung über deutsche Ehre. Da ich das corpus delicti (Sündenbock) war, bin ich heute noch meinem Chef dankbar, dass er sofort zur Antwort gab: "Was deutsche Ehre ist, das brauchen Sie uns nicht zu sagen; das wissen wir besser als Sie!". Wie ehrlos und hinterlistig hatten schon 1934 Hitlers Mordbuben Hunderte von Gegnern aus den eigenen Reihen und andre dazu nachts aus den Betten geholt und ohne Gerichtsverhandlung erschossen! Wie verbrecherisch wurde der 2. Weltkrieg und der Krieg mit Russland vom Zaune gebrochen. Ein Eisenbahner gestand mir, dass er 3 Tage vor Kriegsbeginn mit anderen Soldaten über die polnische Grenze geschickt worden sei zu Sabotage-Akten. Wie schandvoll war das Ende des grossen Adolf, von dem ein Redner in Frankfurt am Main bei einer Grosskundgebung der "deutsche Arbeitsfront" behauptet hatte: "Christus war gross, Adolf Hitler ist grösser!"

Intermezzo Feldkahl.

Mein neuer Chef hatte mir bei seinem Amtsantritt nahegelegt, Urlaub zu nehmen. Leider folgte ich diesem Rate nicht, sondern übernahm nach 10 monatlicher Verwesung der Pfarrei wieder die Rolle eines Laufkaplans. Bald jedoch fühlte ich die Nachwirkungen der Anstrengungen und Aufregungen des Jahres 1937 und siedelte am Josefstag 1938 nach der freigewordenen Kuratie Feldkahl über, einer Gemeinde mit 525 Seelen, 5 km von Mömbris entfernt. Dass es hier zu neuen Schwierigkeiten und Kämpfen kommen werde, merkte ich bald. Zudem hatte mich ein kirchentreuer Lehrer gewarnt: "Ich sage sehr ungern etwas über einen Kollegen, aber ich muss Sie dringend warnen vor meinem Kollegen H." Der war, wie ich erst später erfuhr, Mitglied der Gestapo, hatte aber wohl nur der Bezahlung wegen, worauf seine ausgabefreudige Frau sehr begierig war, diesen Dienst übernommen. Eine Tages kam meine Schwester von unserm bäuerlichen Milchlieferanten heim und brachte folgenden Ausspruch dieses Bauern mit: "Ihr Herr Bruder muss sich mit de Leut hale (halten); ganz Feldkahl ist nationalsozialistisch." Als ich diesen Ausspruch dem Rektor H., der zugleich auch Gemeindegeschreiber war, mitteilte, sagte er: "Machen Sie sich darüber keine Gedanken! Die sind weder das noch das!" So war es auch. Sie wollten durch Hitler ihre Schulden loswerden. Worum es ging, wusste ein Grossteil nicht.

Beinahe wäre ich ein Jahr früher vor das Gericht oder gar in Haft gekommen. Das ging so zu: Vor einem Marienfest erfuhr ich, dass in der

Zigarrenfabrik Feldkahl darüber abgestimmt wurde, ob an diesem Tage gearbeitet werden solle. Dass Katholiken über Feiertagsarbeiten abstimmen, war für mich ein Greuel. Wie ganz anders war es da im nahen Mömbris! Als man dort zur Feiertagsarbeit drängte, lautete die Antwort der Belegschaften: Wir sind bereit am Werktag Überstunden zu leisten, um ein Versäumnis auszugleichen; aber am Feiertag arbeiten wir nicht! Auf diese Mitteilung hin suchte ich sofort den prot. Werkmeister auf und trug ihm meine Gedanken vor. Er erwiderte: "Wenn Sie gegen die Feiertagsarbeit öffentlich Stellung nehmen, werden Sie sicher angezeigt und im Prozess verurteilt. Ich bin selbst bei der Partei. Als ich aber einmal in der gleichen Frage erklärte, die Ruhe am Feiertag wäre mir lieber, wurde ich zur Rechtfertigung vor das Parteigericht geladen." Da erkannte ich, dass ich zu spät nach Feldkahl gekommen war, um meinen Seelsorgskindern beizubringen, was für einen Katholiken selbstverständlich ist. So liess ich der Sache ihren Lauf.

#### Pumpezinustag 1938.

Der Volksmund machte aus dem lateinischen "Nepomucensis" Pumpecinus.

Dieser Festtag des Kirchenpatrons der Gemeinde fiel auf einen Montag. Zum Beichtthören waren Pfarrer Glaser - Rottenberg, Kuratus Ganz-Königshofen und Pfarrer Kleinschrodt-Sailauf abwechselnd geladen. Mit Entrüstung nahmen die Herrn Kenntnis davon, dass im Dorf zweimal Tanz angesetzt war, so dass begreiflicherweise der Zustrom zur Beichte spärlich war. Wir beschlossen daher eine Radikalkur: Der Festtag wird ohne Predigt und äussere Feierlichkeit begangen; es werden nur 2 stille hl. Messen gehalten! Dem damaligen Bezirksamt Alzenau sollte damit auch ein Denkmittel verabreicht werden, das in kriegsschwüle r Zeit gleich zwei Tanzabende genehmigt hatte. Als Prediger hatte ich meinen einstigen Chef, den jetzigen Pfarrer von Hettstadt, geladen und seinen einstigen Pfarrkindern von Mömbris dies mitgeteilt. Er traf am Sonntag Nachmittag in Feldkahl ein. Viele Getreuen seiner alten Pfarrei begrüsst ihn und freuten sich sehr, ihn, der in achtmonatlicher Gefängnishaft seine Treu bewährt hatte, wiederzusehen. Die Vermeldung am Montag bei der Frühmesse, dass nur 2 stille hl. Messen gehalten werden ohne Predigt, schlug wie eine Bombe ein, zumal auswärtige Besucher anwesend waren. Verständlicherweise vermuteten die Feldler hinter Pfarrer Wörner den Anstifter zu diesem drastischen Beschluss und meldeten es der Gestapo. Diese erschien nach unserem Mittagessen. Während der einstündigen Verhandlung ging es sehr laut und lebhaft zu im Wohnzimmer des Kuratus, der selbst an der Küchentüre horchte und sich Notizen machte. Am Schluss der heftigen Debatte forderten die Herren Pfarrer Wörner auf, freiwillig das Dorf zu verlassen. Er jedoch lehnte die Forderung entschieden ab. Er habe nichts verbrochen und sei bei obigem Beschluss gar nicht zugegen gewesen. Darauf wurde er in Haft genommen, wobei sicher der grosse Besucherstrom aus Mömbris der Hauptgrund war. Am Bahnhof Aschaffenburg liess man ihn aber wieder frei. Pfarrer Kleinschrodt wollte am Dienstag früh, wo Wörner wieder in Hettstadt eintreffen wollte, die Nachricht von dessen neuer Verhaftung der Haushälterin sanft beibringen. Als er an der Klingel läutete, schaute Wörner aus dem Fenster heraus. Darob ein grosses Hallo!

#### Sieges rausch.

Nun ein Blick auf die Zeit der der Niederwerfung Frankreichs im Sommer 1940! Es ist leider kein Märchen, sondern volle Wahrheit: Nach dem Sieg über Frankreich waren 90 % des deutschen Volkes derart von den Erfolgen Hitlers berauscht, dass sie kein Gespür mehr hatten für Recht oder Unrecht. Sogar mein eigene Bruder, der sicher kein Nationalsozialist war, zeigte sich benebelt davon als Folge des nationalistischen Geistes, der an den Mittelschulen herrschte, selbst an den Gymnasien, obwohl Hitler ein ausgesprochener Feind dieser Schulgattung war und in Deutschland 100 Gymnasien aufhob, weil man dort noch etwas denken lernte - und denken sollte man doch nicht, sondern nur "Heil" schreien. Nebenbei: Ich traute in Dachau meinen Ohren nicht, als ich in der Nähe des Jourhauses über den Apellplatz ging und folgendes hören konnte. Zwei Häftlinge vom Blockpersonal oder der Kantine ver-

handelten über eine grössere Strecke über ihre Arbeit. Der eine sagte: "Ich hab gedacht, das wäre anders." Da hallte die Antwort des zweiten über den Apellplatz: "Du hast überhaupt nichts zu denekn! Weisst Du Nicht: "Einer für alle und alle für einen!" Das war 1944; ein Jahr vorher wäre es undenkbar gewesen.

Als mein Bruder noch Fahrschüler am Wertheimer Gymnasium war, drang man in ihn, die Führung der HJ (Hitlerjugend) in unsrer grossen Heimatgemeinde zu übernehmen. Er suchte unsern guten kampfgeprobten Pfarrer Fiedler auf und bat ihn um seinen Rat. Dieser lautete: "Nimm den Posten an! Du kannst vieles Böse verhindern und Gutes fördern." Das tat mein Bruder. Wenn auswärts gebietsveranstaltungen der HJ angesetzt waren, kam er mit den meisten seiner Jungen zuerst zum Sonntagsgottesdienst. Nach seiner Rückkehr aus dem siegreichen Feldzug in Frankreich, machten wir in seinem Urlaub einen Spaziergang von Marktheidenfeld nach Esselbach zu Verwandten, auf welchem wir wie von selbst auf die militärischen Erfolge und den Kirchenkampf zu sprechen kamen. Dabei fiel das Wort: "Bis die andern sich die Augen ausputzen, haben wir ganz Europa eingesteckt." Also mit anderen Worten: "Recht oder Unrecht: mein Vaterland! - wie ein englisches Sprichwort sagt. Das christliche Gewissen hätte anders sagen müssen. Ich hielt es für geraten, zu schweigen, obschon ich im Innern schmerzlich davon betroffen war. Ich wollte meinem Bruder das Herz nicht schwer machen; denn ich war überzeugt, dass noch entsetzliche Dinge über ihn und über uns alle kommen würden. Bei einem Waldgefecht am Ilmensee südlich Petersburg in Russland erhielt er als Gebirgsjäger einen Bauchschuss, der tödlich war. Seine Kameraden begruben ihn am Waldrand. Kurz zuvor hatte er noch meine Verhaftung erlebt und von den verlustreichen und äusserst erbitterten Kämpfen im Osten berichtet, die keinen Vergleich mit denen in Frankreich zuliessen. Als in Schwarzenau der Bürgermeister R., verärgert über die ablehnende Haltung des Pfarrers gegenüber Kriegerdenkmalfeiern, sagte: "Der Pfarrer hat nichts übrig für die Toten". Er hätte sein Maul halten sollen, dann wäre er nicht nach Dachau gekommen," gab ich öffentlich die Antwort: "Ich denke täglich an meinen gefallenen Bruder im Gebet. Das ist das Beste, was wir für die Gefallenen tun können, nicht die Verherrlichung militärischer Taten im 1. und 2. Weltkrieg. Was jeder Soldat subjektiv bei der Erfüllung seines Militärdienstes gedacht hat, weiss der Herrgott und wird dementsprechend urteilen; aber objektiv sind unsre Soldaten für einen wahnsinnigen und verbrecherischen Krieg in den Tod gegangen. Dass unser Volk nicht auf die Bischöfe und Priester gehört und zu allem geschwiegen hat, ist die Ursache des grossen Zusammenbruchs, des Massenmordes an 60 Millionen Soldaten und Zivilisten und der schrecklichen Zerstörungen in Stadt und Land. Das ist die Grosse Sünde des deutschen Volkes: die Feigheit, nicht vor dem äusseren Feind, sondern vor dem inneren, dem gottlosen Nazismus, der im Grunde genommen dem deutschen Volke das Gleiche versprach wie Satan unserm Erlöser in der Wüste. "Gebt mir die Macht und ihr werdet Deutschland in 7 Jahren nicht wieder erkennen!", lautete die Parole des Führers. "Der Deutsche will anständig (sprich: anspruchsvoll) leben." "Die Hebnichtse (Japan, Italien und Deutschland) haben ein Recht auf Erweiterung ihres Lebensraumes (sprich: Eroberung und Diebstahl fremder Länder) und Kolonien!" - So reizte Hitler die niederen Instinkte im Volke auf. Und heute 20 Jahre nach dem totalen Zusammenbruch geht es uns trotz so vieler Zerstörungen, trotz Zerstücklung und Verkleinerung Deutschlands materiell besser als jemals. Und wenn der grosse Adolf das deutsche Volk reinrassig erhalten wollte und höher züchten, so trat das gerade Gegenteil ein. Als ich vor einigen Jahre wieder einmal durch Feldkahl kam, erzählte mir Kirchenpfleger V.: "Mein Bruder - Bürgermeister im III. Reich - trauert immer noch der Hitlerzeit nach". Ich gab die Antwort: "Sagen Sie ihm einen schönen Gruss und ich liesse ihn fragen, ob er den noch nicht genug habe an 20 Millionen toten deutschen Soldaten und an den ungeheuren Zerstörungen im Land." Ich möchte kein andres Schicksal als das, was ich erlebte. Darum sagte ich manchmal im KZ: "Lieber in diesen grausigen Verhältnissen wie ein Hund verendet, als nur einen Tag Kriegsdienst geleistet für einen

solch verbrecherischen Krieg." Es war eine wahrhaft apokalyptische Zeit. Ich stimme jenem Schriftsteller durchaus bei, der kürzlich den Gedanken niederschrieb: Das Wort Jesu: "Eine grössere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde", habe keine Berechtigung auf Totenbildchen von Gefallenen des 2. Weltkrieges. Dass die Toten - darunter mein Bruder - ihr Leben - und viele mit welcher Begeisterung! - geopfert haben für einen Verbrecherischen Krieg, ist für mich trauriger und erschütternder als alle Erlebnisse meiner KZ-Haft.

#### Ein vorbildlicher Sbreiter Gottes.

Es wäre eine Unterlassung, wollte ich hier nicht einiges über das Schicksal meines Heimatpfarrers Anton Fiedler einflechten, der mir auf dem Weg zum Priestertum durch Wort und Beispiel Stütze und Hilfe war. Er besass gute Kenntnisse in Englisch und Französisch, weilte zweimal in Frankreich und kam am 1.8.14 gerade noch mit dem letzten Schiff aus London nach Holland. Gegen Ende des 1. Weltkrieges ersetzte er am Realgymnasium einen Lehrer der neuen Sprachen, der als Offizier eingezogen wurde. Infolge seines Sprachtalents war er über die Ereignisse im In- und Ausland bestens unterrichtet. Zu gerne hätte man ihn wegen Abhörens feindlicher Sender vors Gericht gebracht. Mit W. W., dem politischen Leiter und Bürgermeister meiner Heimat, der mit seinem Fanatismus zu ersetzen suchte, was ihm an Geistesgaben fehlte, lag er in ständigem geistigen Widerstreit. Fiedler trug bei seiner choleralischen Natur schwer an so vielen Vorkommnissen im Dorf. Es war ihm ein Greuel, als W. bei einer Grosskundgebung von 2000 Jugendlichen der Umgebung den Ausspruch tat: "Die Jugend hat ein Recht auf Frechheit!" Eine andere Veranstaltung auf dem sog. Maulaffenplatz vor dem Pfarrhaus schliess der gleiche Nazi-Bonz mit dem lästernden Apell: "Führer, dir leben wir, Führer dir sterben wir, dein sind wir im Leben und im Tode." Schon früh hat er prophetisch ausposaunt: "Das Erste, was jetzt kommt, ist, dass die Beichte abgeschafft wird!" In Miltenberg musst Fiedler eine Gerichtsverhandlung über sich ergehen lassen, weil er bei einer Schulschlussfeier den Nationalsozialismus verunglimpft habe; sie endete mit einer Blamage für W. Beim Einmarsch der Deutschen in Prag, als ich in der Heimat die Ferien verbrachte, lief es uns beiden kalt über den Rücken, da wir am Radio hysterische Geschrei hörten: "Wir dankens unserm Führer!", das sich über viele Minuten hänzog. Fiedler bemerkte dazu: "Das lässt sich die übrige Welt nicht weiter gefallen, das gibt ein grässliches Ende!" Im Hinblick auf die gemeinen Angriffe auf die Bibel des Alten Testaments als "Zuhältergeschichten" sagte er mir eines Tages: "Hermann, auf Grund dieser Angriffe habe ich zweimal das ganze Alte Testament nach dem "grossen Arnät" samt den vielen Anmerkungen durchstudiert. Wenn ich den geringsten Zweifel an seiner Göttlichkeit hätte, würde ich heute noch meinen Priesterrock ausziehen und an den Nagel hängen. Ich wüsste mir mein Brot zu verdienen." Der Gegensatz: "Hie politischer Leiter: hie Pfarrer!", wie er in jedem kath. Dorf bestand, verschärfte sich mehr und mehr. Nach dem Ausbruch des 2. Weltkrieges äusserte Fiedler, erschüttert über die Brutalität der Nazis: "Hermann, ich würde an der Gerechtigkeit Gottes verzweifeln, wenn Deutschland siegen würde." Es kam schliesslich, wie es fast notwendig kommen musste. Wegen Abhörens feindlicher Radiosendungen konnte man ihn nicht belangen, da die wenigen Mitwisser dicht hielten. Darum wandte man ein anderes gemeines Mittel an. Eines Tages wurde er wegen angeblicher politischer Äusserungen im Beichtstuhl verhaftet. Nur 3 Wochen verbrachte er im Gefängnis zu Würzburg; aber seine Gesundheit war stark angeschlagen, so dass er das Amt eines Dekans, das ihm die kirchliche Behörde übertrug, nur 2 Jahre verwalten konnte. Die entschiedene Haltung seiner Pfarrkinder, die ihren geliebten Seelsorger mit Gebet unterstützten und dem politischen Leiter das Dasein verleiteten, bewirkten seine Freilassung aus der Haft. Nach meiner Rückkehr aus Dachau traf ich ihn nurmehr als ein menschliches Wrak. Eine Art Sklerose war die Folge des aufreibenden Kampfes. Gegen Ende seines Lebens konnte er nicht einmal mehr sprechen, sondern nur noch weinen. Er sank um 10 Jahre früher

Den Verweigerern des "Deutschen Grusses" galt das besondere Augenmerk von W.u.a. gegenüber der ledigen Anna Dünig (um 40 Jahre). Der grobschrötige Mann umschlang an der Bachbrücke das kleine schwächliche Fräulein und redete unaufhörlich und zudringlich auf es ein auf dem Weg zum Rathaus. Dort angekommen brüllte er es an: "So, jetzt gehst Du an mir vorbei und grüsst: "Heil Hitler!" Da kannst Du lange warten!", war dessen Antwort. Darauf der Grobian: "Du gehörst in den Main geworfen!" Gegenrede: "Und du gehörst nach Russland!" Mein Pflegevater, der das Toben W. mitanhörte, rief ihm voll Zorn zu: "Willst Du jetzt das Weibsbild gehen lassen - oder..." Betroffen liess er ab und schrie: "Mach, dass Du fortkommst! Sonst werf ich Dir einen Stein an den Kopf!" Bezeichnend ist das Wort seiner Frau, einer Cousine von mir: "Wenn alle so an den Sieg geglaubt hätten wie wir, dann hätten wir gesiegt." Doch der Dichter Heinrich Heine gibt die nüchterne Devise: "Du bist begeistert, du hast Mut - auch das ist gut! Doch kann <sup>man</sup> mit Begeisterungsschätzen nicht die Besonnenheit ersetzen." Betrüblich war für mich die Mitteilung, dass der ruhige und gutmütige Schulkamerad A. H. mit dem Dorfnamen "Der S." in Abhängigkeit vom politischen Leiter W., der ihm die Freiheit vom Militärdienst zugesichert hatte, sich verleiten liess, die Kreuze aus den Schulzimmern abzunehmen. Es gereicht einer entschlossenen Frauengruppe der Pfarrei zur ewigen Ehre, dass sie die Kreuze wieder in die Klassenzimmer zurückbrachten. W. selbst und sein weiterer Begleiter trauten sich nicht, selbst die Kreuze zu entfernen.

#### Gefährliche Prophetie und ihre Deutung.

Im Juli 1940 während des Siegestaumels unsres Volkes über die Eroberung Frankreichs kam ein 19jähriges Mädchen vom Dorf, um Beiträge zum Orgelbauverein abzuliefern. Es stammte aus guter Familie und war mit dem einzigen SS-Mann der Gemeinde Feldkahl, ebenfalls aus einer gläubigen Familie stammend, verlobt, der nur deswegen zur SS gegangen war, weil er als Musiker glänzende Aussichten hatte und tatsächlich die meiste Zeit hinter der Front verbringen konnte. Das Mädchen, H.A., hatte in Erfahrung gebracht, dass die Geistlichen in besonderer Gegnerschaft zu dieser Organisation stünden. Gerne unterhielt es sich sowohl mit Hauptlehrer H. wie auch mit ihrem Kuratus. So kam es auch diesmal mit der bezeichnenden Frage: "Sagen Sie mal, Herr Kuratus, jetzt ist doch in Deutschland bald niemand mehr, der gegen Adolf Hitler eingestellt ist?" Ich schaute darauf das Mädchen voll Wut und hl. Zornes an, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie, so laut ich es aus dem Hals herausbringen konnte: "Donnerkeil! Wenn ich so etwas hören von Leuten, die kath. sein wollen, da könnte ich mich von innen nach aussen drehen, d.h. kotzen. Mädle, ich weiss zwar, dass Du gerne redest; aber Deine Familie ist mir Garantie, dass nichts Nachteiliges für mich entsteht aus dem, was ich Dir jetzt sage. Ich bin fest überzeugt, es kommt der Tag, wo ganz Deutschland den grossen Adolf in den Grund und Boden hinauf verflucht und verwünscht. Wenn es in dieser Zeit nicht geschieht, dann gewiss in der Ewigkeit. Der Krieg ist ein Prügel zwischen Beinen. Da stürzen sie unfehlbar, auch wenn jetzt alles noch so glänzend steht." Mit feuerrotem Kopf verliess das Mädchen die Kuratie. Gott sei Dank! Es hat den Mund gehalten über mein prophetisches Wort und gewiss oft daran gedacht. Bei der Entnazifizierung konnte ich ihm seinem Bräutigam einen kleinen Dienst erweisen.

Von einer besonderen Giftblüte des Hasses, zu dem der grosse "Trommler" das Volk aufputschte noch eine kurze Erwähnung! Am Tage der bekannten Hassrede Hitlers im Herbst 1940 gegen England kam ich zur Posthilfsstelle des Dorfes. Hitlers Rede hatte bei den einfachen Leuten ihre Wirkung nicht verfehlt; denn gleich beim Eintreten unterhielten sich die Kunden darüber. Da platzte die einfältige Frau des Briefträgers voll Gift und Galle los: "Dem Chämberlin (Englands Ausssenminister) wenn ich da hätte, dem würde ich mit der Hacke den Kopf anhacken." Darauf war ich so entrüstet und zugleich unbedacht, dass ich - ähnlich wie mein Leidensgenosse Diakon Leisner nach dem Münchner Attentat auf Hitler - sagte: "Sie wenden sich ja ganz und gar an die falsche Adresse. Zum Glück ging dieses Wort im allgemeinen Wortschwall unter."

## "Falsch gesungen."

Mit einem Euphemismus (wohlklingender Ausdruck) wurde im Gefängnis wie in Dachau die Übertretung des Kanzelparagraphen bezeichnet. Bevor ich zu diesem "Verbechen" übergehen muss ich etwas weiter ausholen. Im Sommer 1940 erhielt ich von meinem Kursgenossen K. Barthels eine Karte folgenden Inhalts: "Komme gerade von den Exerzitien in Schönstatt. Geh auch mal hin! Dort erhältst Du das, was wir in unsrer Zeit brauchen!" Im November darauf folgte ich dieser Anregung. Thema der Einkehrtage war: Der apokalyptische Priester in eine apokalyptischen Zeit. Am ersten Tag war es für mich zum Davonlaufen, da mir die neuen theologischen termini (Ausdrücke), die für alte bekannte gebraucht wurden, über die Hutschnur gingen. Am zweiten Tag lebte ich mich ein. Am dritten Tag gefielen mir die schlichten Vorträge von Pater Kentenich. So wurden mir diese Exerzitien mit ihrem erhebenden Abschluss durch die Schönstattthymne "Breit um uns deinen Mantel" die rechte Einführung in meine 50 Monate dauernde Haftzeit im Gefängnis und KZ Dachau, auf welchem Wege mir der Exerzitienmeister bald selbst folgen sollte, da die Gegner den überragenden Einfluss dieses Mannes und seines Werkes gut erkannten.

Kaum waren nach meiner Heimkehr 10 Tage verstrichen, da wurde die falsche Melodie meiner Predigt vom 1. Adventssonntag 1940 der äussere Anlass zu meiner Verhaftung. Ich betone: der äussere Anlass; denn der tiefere Grund lag in meinem politischen Vorleben in Mömbris, d.h. in meinem Eintreten für die Sache meines Chefs und der Kirche überhaupt, was mir dieser nach meiner Rückkehr bestätigte. Es war eine Predigt über die Bedeutung des Glaubens, besonders in der Jugenderziehung, wie ich sie ähnlich ein Jahr vorher am Barbaratag aus dem Munde von Pfarrer Benz von Glattbach in Wenhösbach gehört hatte: "Die Zeiten stehen auf Sturm. Da gilt es zu läuten: die Gebetsglocke, die Bussglocke und die Sturmglocke. Das war der Gedankengang der Predigt, die mit Zitaten aus deutschgläubigen Schriften und Rosenbergs "Mythos" durchsetzt war. Auch das Schlagwort vom "positiven Christentum" geisselte ich, das nichts anderes sei als versteckter und schön verbrämter Unglaube. Ob damals schon das Verbot bestand, Worte führender Männer auf der Kanzel zu zitieren, weiss ich heute nicht mehr. Sie gipfelte in dem Satz: "Wenn es keinen Gott und keine Ewigkeit gibt, dann existiert für mich nur das 11. Gebot: Lass dich nicht erwischen! Dann gehorche ich nur so weit, als das Auge des Vorgesetzten reicht, dann ist mir Frauenehre und fremdes Eigentum nicht mehr heilig, dann treibe ich das, was ein leichtfertiger Soldat im Urlaub gesagt hat. Als man ihn fragte: "was treibt ihr denn jetzt in Frankreich, wo es nichts zu kämpfen gibt?" Da erwiderte er: "Wir fressen saufen und huren." Dieses Wort war im Volke bekannt und ich wusste, dass meine Leute durchaus nicht zimperlich und zartbesaitet waren, was sogleich die Reaktion im Kirchenvolk bewies. Nur einer jungen Frau gingen die derben Worte auf die Nerven, sicher nicht ohne Grund; denn sie hatte einst vor gar nicht langer Zeit einer braven Verwandten von mir, der Schwester meines Schwagers, den Verlobten ausgespannt, ein Erlebnis, das diese Verwandte, O. St., lange nicht verwinden konnte und wohl die Ursache war, dass sie unvermählt durchs Leben ging. Jahrzehnte lang war sie in Rottenberg Gemeindeschreiberin.

Wenn anfangs auch die Stimmung der Feldher gegen mich gerichtet war, besonders wegen des Pumpezinustages und weil ich ihnen zuviel die Wahrheit sagte, d.h. auf die Hühneraugen trat, sie hatte sich inzwischen doch geändert, da ich wider aller Erwarten erreichte, dass für die Primiz von Pater Reinhold Stein O.S.B. eine schöne neue Orgel aufgestellt wurde, so dass dieses seltene Fest gebührend gefeiert werden konnte. Die Orgel war bei der Firma Weise in Plattling für die Französische Mission in Mossul im Zweistromeland Irak bestellt und für die heisse Zone extra präpariert; aber die Ausfuhr wurde wegen des Kriegszustandes nicht mehr genehmigt. Herr Weise beteuerte: "Die Feldkähler können sich "Von" schreiben, dass sie diese Orgel bekommen haben." Unvergessen bleibt mir, was mir sonst noch der Orgelbauer damals verschwiegen mitteilte: "Wenn diese braune Bande" mich durch Verurteilungen zwingen will, mein gutes Pfeiffenmaterial gegen schlechtes

umzutauschen und meine Motoren herauszugeben, so sage ich Ihnen: "Nichts bekommen sie! Und wenn der Krieg 6 Jahre dauern sollte, so habe ich für 6 Jahre bestes Friedensmaterial und Motoren. In seine Fabrik hatte er nur zuverlässige und gleichgesinnte Leute eingestellt. Es ist für die Gemeinde Feldkahl, wenn auch manches nicht so war, wie es hätte sein sollen, doch ehrenvoll, dass meine Anzeige von auswärts erfolgte. Zeugen fanden sich natürlich leicht; denn jeder Priester hat seine Gegner. Zur notwendigen Ergänzung sei hier gleich eingefügt, dass ich im Gefängnis nur einmal kurz von einem Kriminalbeamten vernommen wurde. Die Sachlage, das corpus delicti, war ja ganz klar. Bezeichnenderweise wurde kein Prozess durchgeführt, was ja nur noch mehr Staub aufgewirbelt hätte zu Ungunsten von Partei, Staat und Heer. Man gab die Streitsache an das Amtsgericht Schöllkrippen, das mich ohne Verhandlung zu 6 Wochen Gefängnis verurteilte, "wegen Beunruhigung des Volkes" - "wegen Belustigung des Volkes" hätte es der Wahrheit gemäss heissen müssen. Selbstredend wurde dieses Urteil nach dem Zusammenbruch aus dem Strafregister gestrichen. Es kennzeichnet so recht die Rechtsauffassung im Nazistaat, wenn ich diese 6 Wochen erst nach der politischen Haft, bzw. nach dem glorreichen Endsieg hätte absitzen können. Wie schon erwähnt, erfolgte die Anzeige von auswärts und da es sich offenbar um eine brenzliche Angelegenheit handelte, die Verlegenheit bereitete, verstrichen noch volle 6 Wochen bis zu meiner Verhaftung am 17.1.41. Es war ein schwarzer Freitag, als ich nachmittags 16<sup>30h</sup> von der Gestapo aus dem Erstkommunionunterricht verhaftet wurde. Man brachte den öffentlichen Sünder zunächst zum Staatsanwalt Berninger. Dieser begab sich nach kurzem Verhör zum Oberstaatsanwalt Pöhlmann. Ihre Beratung dauerte eine geschlagene Stunde und gipfelte in der Feststellung und Mitteilung an den Gestapomann: "Herr Sauer, ich kann die Haft nicht unterschreiben, es geht einfach nicht." Mit andern Worten: Der Delinquent ist kein Staatsverbrecher nach demokratischer Ordnung des Rechts. Die Antwort des Gestapo-Mannes lautete: "Dann nehmen wir ihn in Schutzhaft." Nun sollte ich das Ergebnis des Verhörs unterschreiben. Dabei gab mir Berninger - wohl mit Absicht - den politischen Bericht aus Mömbris in die Hand, in dem über den Missetäter der erste Satz lautete: "Dümig, von Mömbris her ein gehässiger Gegner der NSDAP und ihrer Gliederungen, hat auf seiner neuen Stelle in Feldkahl im gleichen Geiste weitergearbeitet." Leider habe ich in meiner Ehrlichkeit und begreiflicher Erregung und Spannung die Lesung dieses Schriftstückes abgebrochen und dem Staatsanwalt gesagt: "Es scheint, dass ich das falsche Schriftstück in die Hände bekam, worauf er mit einer knurrigen Bemerkung mir das richtige übergab. Ergänzend sei angefügt, dass Berninger nach Kriegsende sich erschossen hat, obwohl, wie Rechtsanwalt Hermann Leeb mir versicherte, nichts Belastendes gegen ihn vorlag.

Hinter schwedischen Gardinen.  
Um 18<sup>30h</sup> wurde ich in das Amtsgerichtsgefängnis Aschaffenburg in der Betgasse eingeliefert. Nachdem die Formalitäten der Aufnahme erfüllt waren, wurde ich in eine Einzelzelle geführt und die schwere Eisentüre fiel krachend ins Schloss. Ein Eigenartiges Gefühl, das man erlebt haben muss, um sich als freier Mensch doppelt wohl zu fühlen, etwas von dem, was unser Erlöser aus Liebe zu uns auch erfahren hat, wie die Schrift berichtet: "Und er wurde unter die Missetäter gezählt." Vor dem Gefängnis und noch mehr vor dem KZ hatte ich einen grossen Horror (Furcht). Von letzterem hatte ich eine Ahnung bekommen durch den Fremdenlegionär Hartmann von Schimborn, der später eine Zeit lang Landrat von Alzenau war. Dieser hatte seinem Kuratus, Hans Häfner, von Dachau erzählt, welcher auf unsrer Konferenz davon berichtete. Es fiel mir aber alles doch leichter, als ich gedacht hatte. Ich hatte ja vor Gott nichts Schlimmes verbrochen, also auch nichts zu bereuen. In Psalm 26 heisst es treffend: "Der Herr ist meine Leuchte und mein Heil. Vor wem sollte ich mich fürchten? Wenn selbst Vater und Mutter mich verlassen, der Herr nimmt mich auf." Als mein Chef wenige Jahre vorher in Mömbris seine Aktion gestartet hatte, gab es Mitbrüder, die sie ver-



urteilten. Über meinen Fall hörte ich mit eigenen Ohren im gleichen Hospitz zu Aschaffenburg aus dem Munde unsres Dekans Massvolleres: "Wenn einer aus unseren Reihen eine Dummheit gemacht hat, wollen wir ihn deshalb nicht verurteilen, sondern stützen." Tröstlich war für mich das Wort eines Paters in Dachau bei einer Predigt: "Gött führt jeden Menschen seine eigenen Wege; darum gilt es, sich keinerlei Sorge zu machen über das, was geschah: Gott hat uns hierher geführt!" Ich betrachte meine Sache nicht als "Dummheit", die ich zu bereuen hätte, höchstens als Derbheit. In Dachau suchte die SS uns den Gedanken aufzudrängen, wir seien Martyrer der eigenen Dummheit. In meiner schwachbeleuchteten Zelle auf dem Strohsack sitzend musste ich mich über mich selber wundern, da sich trotz der nervenaufregenden Stunden dieses Abends ein starkes Hungergefühl bemerkbar machte, zumal der Nachmittagskaffee ausgefallen war. Darum begann ich nach einer Stunde an die schwere Eisentüre zu trommeln. Da erschien der gute Wachtmeister Vogel und fragte nach meinem Begehren. Ich brachte mein Anliegen vor. Er erwiderte: "Um 18<sup>h</sup> ist Essensausgabe, um 1/2 7<sup>h</sup> ist schon wieder alles aufgeräumt und die Küche abgeschlossen in unserm kleinen Gefängnis. Bis morgen werden Sie nicht verhungern." Und die schwere Eisentüre fiel wieder ins Schloss.

#### Die ersten Wochen.

In dieser kritischen Lage sagte ich mir gleich zu Anfang: Niemand kann dir helfen weder Verwandte noch Freunde, sondern nur Gott, der allen nahe ist, die sich zu ihm wenden. Darum liess ich meiner Mutter keine Nachricht zukommen. Erst nach 14 Tagen erfuhr sie meine Verhaftung und besuchte mich. 3 Dinge waren es, die mir in den ersten Wochen zuschaffen machten im Innern: ein möglicher Prozess, wie es in dieser Lage psychologisch verständlich ist, obwohl ich mir immer wieder Christi Wort vor Augen hielt: "Macht euch keine Sorgen, was ihr vor Gericht antworten sollt!" Dann der Gedanke, dass kath. Christen in Massen einem gottlosen Verführer nachlaufen, der wie jener Rattenfänger von Hameln sie ins Verderben führen wird. Schliesslich nicht so sehr die Härte des nächtlichen Lagers als vielmehr die fehlende Wärme des Bettes. Das alles wirkte zusammen, die schlaflosen Nächte als das Unangenehmste zu empfinden, wenigstens solange der Winter dauerte. Aus sicherer Quelle erfuhr ich im Gefängnis von der Teilnahme und Initiative einiger Mitbrüder. Schon bald bemühten sie sich um den Beistand eines "geriebenen" Rechtsanwaltes für mich. Sein abschlägiger Bescheid lautete freilich: "Da ist nichts zu machen! Das ist heute bei euch Pfarrern Geschäftsrisiko!" Ja, das war seit dem Erzmartyrer Stephanus immer so und ist heute noch gültig für jeden echten Christen, wie St. Paulus uns versichert: "Wer gerecht und fromm in dieser Welt leben will, muss Verfolgung leiden."

#### Schicksalsgenossen.

Bei Tage fand ich mich mit andern Gefangenen zusammen beim Tütenkleben, was die Haft schon wesentlich erleichterte. Bald bekam ich den ersten Genossen in die Zelle, da die Gefängnisse immer mehr bevölkert wurden. 3/4 aller Insassen waren Opfer der Kriegsgesetze und ziviliternierte Polen. Zwei Gefangene begingen in meiner Zeit Selbstmord: Der eine, ein braver und frommer Pole, glaubte das Heimweh nach Frau und Kindern nicht mehr ertragen zu können und legte sich in der Zellstofffabrik auf die Schienen. Der zweite, ein Schuhhändler aus Obernburg, Bezugsscheinfälscher, dem das Sondergericht drohte in Bamberg, stürzte sich an einem Sonntag Mittag, als ein Arbeitskommando schwedisches Erz im Hafen von Aschaffenburg auslud, in geitiger Umnachtung, wie ich es selbst vor dem Ausrücken des Kommandos an ihm und seinen Augen eindeutig beobachten konnte, ins Wasser. Ein dritter unternahm einen Selbstmordversuch, ebenfalls aus Angst vor dem Sondergericht in Bamberg, indem er sich die Pulsadern öffnete und die zertrümmerten Stücke eines Tintenfassens samt Federhalter und Schreibfeder verschlang. Ein Wachtmeister rief mich zu ihm. Aber der offenbar erblich belastete Mann reagierte auf keinen Zuspruch und kein Gebetser wurde ins Krankenhaus gebracht und seine widernatürliche Nahrung entfernt.

Vielleicht interessieren noch einige Exemplare aus den Opfern der Justiz. Da war unter anderen Landsleuten ein junger Pole eingesperrt; gewöhnlich drehte es sich bei den Ausländern um Diebstahl, bzw. Mundraub, seltener um Liebesgeschichten. Er war verärgert, weil er als Pole nach der Verordnung der Gestapo nicht am Sonntagsgottesdienst teilnehmen durfte. "Daheim musste ich in die Kirche und hier darf ich nicht hinein!" schrie er erbittert. Wohl wegen seiner Widersetzlichkeit wurde er nach Buchenwald ins KZ überstellt, kam aber wieder Erwarten nach etwa 8 Wochen zurück. Er war "kuriert" und äusserte, er wolle lieber alles ertragen, aber nie wieder ins KZ. Zwei andre deutsche Mitgefängene hatten bereits auch einige Zeit im KZ Dachau verbracht. Der eine, ein erblich belasteter Trinker aus der Pleich in Würzburg stimmte jenem Polen bei: "Nie wieder nach Dachau!" Er berichtete nur, er habe den ganzen Sonntag Nachmittag zum Sterben müde auf der Lagerstrasse gelegen, um sich zu erholen. Der zweite, ein Bauarbeiter, erklärte gerade das Gegenteil: er würde seine Vierteljährige Strafe sofort in Dachau absitzen. Mir wurde diese unglaubliche Äusserung erst in Dachau verständlich. Er weilte nämlich auf dem sog. "Prominentenblock" untergebracht und mit gutem Mittagessen auf dem auswärtigen Arbeitsplatz versorgt, folglich nur des Nachts im Lager, hatte also das Lagerleben nur äusserlich kennengelernt und nicht in seiner Härte und Grausamkeit.

#### Positive und negative Auswirkung der Haft.

Handgreiflich konnte man im Gefängnis den verderblichen Einfluss des bösen Beispiels erfahren. Kein Verbrecher und Bösewicht will ja allein in die Hölle und kein guter Christ allein in den Himmel. Es war kein Klima zum Aufkeimen nachhaltiger guter Vorsätze. Ein vollendeter Einbrecher erzählte im gemeinsamen Arbeitsraum beim Tütenkleben seinen Mitgefängenen mit Wonne, wie er mit dem Revolver die Kriminalbeamten in Schach gehalten hatte, und rühmte sich seiner Taten. Manch schlimme Tat wurde im Gespräch verharmlost, mit anzüglichen Bemerkungen und Witzen begleitet und der gute Wille zur Besserung gelähmt und erstickt. Freilich wurden manche auch wieder durch die Not aufgerüttelt und lernten in der "Betgasse" das Beten von neuem. Das zeigte so manches Bild in Holz oder Stein, von kundiger und unkundiger Hand mit dem Messer oder einem Nagel eingeritzt. In der Einsamkeit monatelanger Haft erfasste manchen eine verzweifelte Stimmung. Wenn ich am Sonntag nicht zum Erzausladen ausrücken kann und den ganzen Tag in der Zelle bleiben muss, da komme ich mir wie ein Löwe im Käfig vor. Da möchte ich die Gitterstäbe des Fensters zerbrechen und alles kurz und klein schlagen, "sagte mir ein Untersuchungshäftling mit cholerischem Einschlag. Ich erwiderte: "Schade um eine solche Vergeudung der Nervenkraft! Trage mit Christus Dein Los; dann hast du was davon! Der Mensch kann frei sein "und wär er in Ketten geboren." Ein Metzgermeister aus Aschaffenburg war von solcher Scham erfasst, dass er sich sogar vor seinen Mitgefängenen schämte und nicht aus seiner Zelle ging. Wie ich später erfuhr, hat er sich nach seiner Untersuchungshaft erhängt.

#### Meine Zellengenossen.

Der erste meiner Zellengenossen war ein Angestellter aus Miltenberg, der gegen den Kreisleiter "gemäckert" hatte. Nur 14 Tage war er in Untersuchungshaft. Ich glaube, er wäre verrückt geworden, wenn es länger gedauert hätte, zumal er zuckerkrank war. Den ganzen Tag dachte er nur an seine Sache, murrte und schimpfte drauflos. Wenn er aufhörte, fing ich an leise zu singen. Frau und Tochter bemühten sich mit aller Kraft und mit Erfolg um ihr Familienoberhaupt, der im ersten Weltkrieg Offizier gewesen war. Ein Jahr später besuchte er meine Angehörigen und erzählte, wie wir in den 14 Tagen miteinander gelebt haben. Nach ihm wurde für lange Wochen "Posträuber" Haas von Lohr mein Schicksalsgefährte in der Zelle. Er trug samt seiner Frau leiblich und seelisch schwer an seiner Verfehlung und starb während der Verbüssung seiner Zuchthausstrafe. Zuletzt teilte ich meine Zelle mit dem 20jährigen Ernst .... aus Grossostheim, der ein Polenmädchen "angeführt hatte.

Da ihre Zelle unter der unsrigen lag, konnte er längere Zeit - bis zur Entdeckung - per Bindfaden täglich Briefe mit ihr tauschen. Hartnäckig beharrte er der Gestapo gegenüber auf Heirat durch Arierisierung des Mädchens. Ich riet ihm: "Sei doch vernünftig! In dieser Angelegenheit kannst du der Gestapo nachgeben, um frei zu werden. Deswegen kannst du später das Mädchen doch heiraten und ihm die Treue halten. Er kam später zur Bewährung zum sog. "verlorenen Haufen und verlor dabei auch sein junges Leben. Auf ein paar Tage wurden wir beide in eine niedrige Zelle im obersten Stock verlegt und uns ein neuer Genosse beigegeben. Es war ein wilder Russe, der aus der Fremdenlegion in die Heimat "ausreise" wollte; aber schon an der Pfälzer Westgrenze von der Polizei geschnappt wurde. Trotz aller Bemühung konnte er keine Verbindung mit dem russischen Konsulat in Frankfurt aufnehmen. Der Grund war: Hitler hatte bereits seinen verbrecherischen Angriffskrieg gegen Russland beschlossen; darum durfte der Russki keinesfalls in die Heimat zum Militärdienst kommen. Gerade zu dieser Zeit hörten wir mitten in der Nacht grosse Kolonnen militärischer Formationen in der Nähe des Gefängnisses von Westen nach Osten ziehen und deuteten ganz richtig auf den kommenden Krieg mit Russland. Welch eine Verkömmenheit und Brutalität und welche Verkehrung deutscher Ehre und Treue! Am 10.5.40 schliesst Hitler einen feierlichen Nichtangriffspakt und am 22.6.41 überfällt er hinterrücks die vertrauensseligen Russen! - Entweder brachte der eben genannte Russe viele Wanzen mit oder die Zelle war schon vorher ganz verwanzt, was das Wahrscheinlichste war. Die wenigen Nächte, die wir dort verbrachten, waren entsetzlich. Nach schwerer Tagesarbeit liessen uns diese Blusauger des nachts keine Ruhe. Auf meine Beschwerde hin sagte ein Wachtmeister: "So schlimm kann es doch nicht sein; die Zelle ist doch erst kürzlich vergast worden." Ich bewies ihm bald das Gegenteil. Am darauffolgenden Sonntag nachmittags 4 Uhr, als endlich die Sonne für eine Stunde in die niedrige Zelle hineinstrahlte, stellte ich die schon am Morgen mit Wasser gefüllte Waschsüssel bereit, gab einem der Kameraden mein Spiegelchen und holte mit einer Nadel 110 Wanzen aus den Wandritzen und Strohsäcken. Als dann um 6 Uhr abends der Wachtmeister zur Ausgabe des Essens erschien, präsentierte ich ihm die Waschsüssel mit den Quälgeistern. Darauf wurden wir ohne den Russen einen Stock tiefer zurückverlegt, freilich nicht ohne einige der Tierchen mitzunehmen.

#### Ein Gemeindeglaubblatt im Gefängnis.

Einen harten Kampf hatte Lehrer Völkl von Hausen bei Obernburg, aus Oberrbayern stammend stammend, zu bestehen, mit dem ich beim Tütenkleben und bei der Aussenarbeit zusammentraf. Er war angezeigt worden wegen § 175 - Vergehen mit Schülern. Während der nazistische Rektor sein Gegner war, hat die treukath. Lehrerin ihn nach Kräften unterstützt und verteidigt. Völkl war Junggeselle mit etwa 40 Jahren und grosser Leibesfülle, ein starker Esser und Raucher. Kein Wunder, wenn die schmale Gefängniskost ihn stark abmagern liess. Durch meinen reichen Paketseggen konnte ich ihm manche Hilfe zukommen lassen. Er vertraute mir auch an, dass er die Entbehrungen und Leiden seiner Untersuchungshaft aufopfere für die Bekehrung seiner ungläubigen nazistischen Schwester in München, gleichfalls Lehrerin. Nach einem halben Jahr wurde er in Aschaffenburg vom Gericht freigesprochen. Zwar legte der Staatsanwalt Berufung ein an das Reichsgericht in Leipzig, was gewöhnlich eine Verurteilung zur Folge hatte. Aber wider Erwarten kam er auch in Leipzig frei. Beim Abschied sagte er mir: "Wenn ich gut davonkomme, werde ich Ihnen meinen Dank für so viel Hilfe abstaten." Er hielt Wort. Alle 14 Tage kam von dem mir ganz unbekanntem Biederen Bauern Gottfried Schuck von Hausen ein Päckchen mit wertvollen Nahrungsmitteln. Ja, als dieser Wohltäter später erfuhr, dass in Dachau Paketerlaubnis zugestanden sei, rollte bis zum Schluss wenigstens alle Monat eine Sendung an. - Damit das gemeindliche Kleeblatt voll werde, gesellte sich zu Pfarrer und Lehrer noch ein Bürgermeister aus Eisenbach bei Oberndurg hinzu. Als Deutschgläubiger war er ein 200-

prozentiger Nazi und darum ein bissiger Gegner jedes Schwarzrocks, selbst im Gefängnis. Er wurde wegen unsittlicher Befähigung von Frauen im Amt zu 2 Jahren Zuchthaus verurteilt.

#### Besuch im Gefängnis.

Ausser meiner Mutter erhielt ich zweimal Besuch von meinem Chef, Pfarrer Junker von Rottenberg, zusammen mit Pfarrer Kleinschrodt von Sailauf. Deren zweiter Besuch hatte folgende Ursache. In einem meiner Briefe fand sich der Satz: "Schuldig oder unschuldig, wer sein Kreuz mit Christus trägt, hat keinen Grund zum Trauern." Nun kamen die Mitbrüder um mir mein vermeindliches Schuldgefühl auszureden. Ich erwiderte: "Habt keine Sorge; ich habe mich keinen Augenblick schuldig gefühlt!" Die Besuchszeit dauerte immer etwa eine Viertelstunde. Zweimal erschienen auch die Feldler Schwestern, Oberin Martiniana und Dosithea Sauer, um mich zu trösten. Beim zweiten Besuch fragte mich Schwester Dosithea: "Können Sie sich nicht einmal richtig ausheulen, damit es Ihnen leichter wird?" Ich antwortete: "Schwester, dass ich heule kommt nie in Frage. Da lache ich noch 10 mal lieber, als dass ich heule." Den Ehrwürdigen Schwestern und Feldler Wohltättern bin ich zu grossem Dank verpflichtet für den ununterbrochenen Paketseggen. Ich war noch nicht einmal 24 Stunden in Haft, als schon von der Familie Bergmann im Unterdorf am Dorfeingang ein grosses Paket vom Schlachtfest anrollte.

#### Auf Aussenarbeit.

Gemäss einem Erlass des Oberstaatsanwaltes in Bamberg sollten alle Untersuchungshäftlinge, auch die Geistlichen, ab April 1941 zur Arbeit auch ausserhalb des Gefängnisses herangezogen werden. Dadurch wurde für mich die Haft wesentlich erleichtert. Am 7. April, meinem Namenstag, marschierte ich in Häftlingskleidern in einem kleinen Trupp von 4 Mann unter dem gutmütigen ev. Wachtmeister Schubert zur Fasanerie, einer Gartenwirtschaft im Aussenbezirk Aschaffenburgs. Die Mitarbeiter waren zwei 17jährige Lauser, die ein Sprengstoffattentat verübt hatten und bald in ein Jugendstraflager gewandert sind, und ein etwa 55jähriger Landwirt aus Steinbach bei Lohr, der über den Ortsbauernführer oder Kreisleiter geschimpft hatte. Er trug sehr schwer an seiner Haft, so dass er stark abmagerte, hatte aber dabei das grosse Glück, nicht lagerfähig geschrieben zu werden. Während dieser Mann Trübsal blies, noch begünstigt durch nasskaltes regnerisches Wetter, sprangen wir drei über die Misthaufen und warfen bei der Arbeit die Kuhfladen hoch in die Luft. Am Abend äusserte Wachtmeister Schubert: "Mein! Bei einem solchen Sauwetter rücke ich nicht mehr aus. Da ist man ja mehr gestraft als die Häftlinge." Er fror nämlich, während wir trotz Regen von der Arbeit warm wurden. Den Lohn für die Arbeit der Häftlinge steckte grösstenteils der Staat ein, während im KZ der Häftling als Volksschädling das Letzte aus seinem ausgemergelten Körper umsinst herausholen musste. Der ev. Pächter der Fasanerie engagierte von Zeit zu Zeit Gefangene für die landwirtschaftlichen Arbeiten. Weil es dort immer ein reichliches und nahrhaftes Essen gab für den Mittag und man sich in normaler Umgebung aufhielt, die das Gefangensein vergessen liess, war diese Arbeit sehr begehrt, auch wenn beim Mittagstisch nur ganz schäbiges ausrangiertes Geschirr und Besteck ausgegeben wurde für den "Auswurf" der Menschheit. Der Pächter und seine Leute beaugapfelten verständlicherweise den Pfarrer vom Küchenfenster aus ganz genau. Als wir wieder einmal unsre Mahlzeit im Garten beendet hatten und unsre Zuschauer am Küchenfenster erschienen, nahm ich kurz entschlossen die alte leere Kartoffelschüssel mit den grossen Löchern und schaute dreist gegen das Fenster hin. Der Erfolg war verblüffend: Am nächsten Tag bekamen wir schönes Geschirr und Besteck. In der Fasanerie hatte ich freilich auch ein schmerzliches Erlebnis. Schon auf dem Weg dorthin traf ich mit meinen früheren Schulkindern von Strötzbach zusammen, die einen Ausflug machten und in der Fasanerie einkehrten. Der sonst gute rothaarige Wachtmeister Anckenbrabd liess zwar eine kurze Begrüssung, aber keine weitere Unterhaltung zu. Zumeist waren wir in einer grösseren Kolonne in der

Zellstofffabrik eingesetzt, um dort Holzspäne auf einen grossen Haufen zu gabeln - in heisser Sonnenglut eine ekelige Arbeit! - schwere Papierballen einzuladen und Werkstoff, d.h. Grubenholz in die Waggon der Fabrik auf dem Bahnhof unzuladen. Mehrmals kam ich nach Glattbach, wo ich in einer chemischen Fabrik an einer Maschine Damenschuhcreme in Tuben abfüllte, wobei wir beim Mittagstisch in der "Waldeslust" von der Wirtin und ihrer Tochter freundlich bedient wurden. Gegen Ende meiner Gefängniszeit haben wir in einem grösseren Kommando auf dem Nilkheimer Hof unweit von Aschaffenburg ein Silo ausgehoben. In diesem Trupp waren zwei Landsleute vertreten, der eine sogar ein Schulkamerad, Josef Fries, beide wegen Vergehens gegen die Arbeitsgesetze zu Kurzstrafen verknurrt. Der gelähmte Pächter des Gutes war mit meinen Leistungen nicht zufrieden, obwohl ich kaum weniger schaffte als die anderen. Er hatte immer nur mich im Auge und setzte die schwarze Brille zweifach auf. Dieses Silo, in heisser Sonnenglut ausgehoben und heute noch von der Bahn aus sichtbar, ist zum bleibenden Denkmal unsrer Haftzeit geworden.

Noch einige Kuriositäten und Feststellungen.

Von einem Wachtmeister erhielt ich mehrmals den Auftrag, für einen geriebenen Einbrecher Briefe an seine Mutter zu schreiben, da er weder lesen noch schreiben konnte. Er hat dafür nie eine freundliche Miene gezeigt, nie ein Wort des Dankes ausgesprochen, ein armer verschlossener junger Mann im Alter von 18 - 20 Jahren, bar jeden menschlichen Gefühls. Ausgerechnet hatte einer der Wachtmeister den gleichen Familiennamen "Keil" und stammte auch noch aus demselben Landkreis Kitzingen, ein 200prozentiger Nazi, der Donnerkeil, wie wir ihn nannten. Mein Paketseggen und meine Hilfe an dem Mitgefangenen war ihm ein Dorn im Auge. Als der 70jährige Steuerhinterzieher, Seilfabrikant H. aus Freudenberg, der mit dem mir bereits von früher her geschäftlich bekannten und wegen des gleichen Delikts in Untersuchung befindlichen Eisenwarenhändler M. sich als Verurteilter in derselben Zelle befand und sich in seiner Tappigkeit mit der von mir geschenkten Butter erwischen liess. drohte er mir mit dem Entzug der Paketerlaubnis. Er hätte sich wahrlich um Wichtigeres kümmern sollen. Ich brauche nur hinzuweisen, dass ich im Gefängnis die Möglichkeit hatte, für 2 Zigaretten den besten schwarzen Anzug einzutauschen - und ich hätte ihn auch mit der wöchentlich abgelegten Wäsche aus dem Gefängnis herausbringen können! So gefragt war der Tabak, was dazu führte, dass bei der Aussenarbeit die "Kippenstecher" unter den Häftlingen in den Strassen Aschaffenburgs eifrig nach den Resten von Zigaretten und Zigarren suchten. Einer der grössten Betrüger hatte bei den Wachtmeistern das meiste Vertrauen. Wenn mein neu- und dickgestrickter schwarzer Pullover auf dem Weg nach Dachau sich in einen alten total zerrissenen und mit Tüncherfarbe verklebten "verwandelte", so geschah dies höchstwahrscheinlich bereits in der "Betgasse". Dankbarer als jener Einbrecher erwiesen sich zwei "Zigeuner", dem Typ nach Italiener, für die ich mehrmals Liebesbriefe an ihren "Anhang" schreiben musste im Auftrag der Wachtmeister.

Wenig Gegner - viele Freunde.

Im ganzen halben Jahr meiner Gefängnishaft habe ich nur von drei Männern Verunglimpfungen erfahren: vom Wachtmeister Keil, vom Eisenbacher Bürgermeister und von einem Gerichtsschreiberling, der sich darin gefiel, meine angeblich vaterlandslose Gesinnung anzuprangern. Ich dachte dabei: Wer zuletzt lacht, der lacht am besten - und schwieg. Der Grossteil der Arbeiter in den Betrieben zeigte Achtung und sogar Teilnahme. Ein Arbeiter der "Zellstoff" bot mir an, täglich eine Brotzeit mitzubringen, wenn ich es nötig hätte. Aber ich war ja bestens versorgt. Der überreiche Paketsagen der 1. Woche zwang schon zu der Vereinbarung: Nur Dienstags und freitags sollten die Schwestern ein "mittleres" Paket schnüren. Stadtpfarrer Pfeiffer von St. Josef stiftete so manche Flasche Wein, die Frau Mergler, die Kantinenwirtin der Zellstoff, oder ihre Tochter mir heimlich zusteckten. Mit seinem grossen Zylinderhut grüsste er in Damm mehrmals seinen gefangenen Mitbruder im Häftlingskleid, so dass Leute stehen blieben und staunend nach dem Häftling blickten. Neben den Schwestern von Feldkahl darf ich eine Einzelperson

nicht vergessen, der ich die grösste materielle Unterstützung verdanke. Das ist Fräulein Gunda Trambauer, eine Konvertitin aus Nürnberg, die jahrzehntelang die Mivagelder am Untermain kassierte. Sie hatte ich kennengelernt, als ich monatlich die Miva-Beiträge von Mömbris überbrachte. Als sie von meinem Missgeschick erfuhr, scheute sie sich nicht, vom Staatsanwalt an die Gestapo verwiesen, in die Höhle des Löwen zu gehen. Sie setzte die Vergünstigung durch, dass ich zu Mittag und Abend von der nahen Gastwirtschaft Lutz Aussenkost erhielt mit je einer Flasche Bier. Mein Magen verarbeitete freilich die einfache Gefängniskost leichter als die fettreiche Geschenkgabe aus dem Gasthaus. Aber ich konnte den Mitgefangenen meinen Anteil aus der Gefängnisküche überlassen. Im heissen Sommer kam es mehrmals vor, dass der Pfarrer regelmässig sein Bier erhielt, während die Wachtmeister leer ausgingen, was begreidlicherweise ihren Unmut erregte. Der Aufwand für die Aussenkost ging in die Hunderte von Mark, so dass ich zeitlebens der Wohltäterin zu Dank verpflichtet bin.

#### Übersiedlung nach Dachau.

Am letzten Sonntag des Monats Juni erging die Order: Pfarrer Dümig bleibt die nächsten 3 Tage von der Arbeit zu Hause. Das bedeutete offenbar die Vorankündigung der Überstellung nach Dachau. Die Ausquartierung aus der Betgasse musste vorbereitet und jedem Fluchtversuch vorgebeugt werden, den ich sehr wohl unternommen hätte, wäre mir die Zukunft genau bekannt gewesen. Am Osterdienstag war mir der rote Schutzhaftbefehl ausgehändigt worden. Er lautete ungefähr: "Hermann Dümig trägt durch seine Predigt äusserst zersetzende Gedanken ins Volk und gefährdet die Sicherheit des nationalsozialistischen Staates und die Wehrkraft der Armee. Er muss daher in Schutzhaft genommen werden." Der Überbringer war der Schreiber des Gefängnisses, ein Halbjuden. Er eröffnete mir: "Der rote Schutzhaftbefehl bedeutet unfehlbar Dachau. Wenn Sie irgendwie noch einen Hoffnungsschimmer haben für ihre Rechtfertigung, dann setzen Sie sich hin und schreiben ein Bittgesuch." Bei dieser Hijobsbotschaft überlief es mich heiss und kalt über den Rücken. Sie ging mir durch Mark und Knochen. Aber nur einen Augenblick. Dann fasste ich mich und sprach für mich entschlossen wie mein Chef an jenem 4. Adventssonntag 1936: "Ich gehe auch nach Dachau!" Damit war die Krise überwunden. Leider folgte ich dem Rat des Schreibers und fertigte mit mancher Mühe ein nutzloses Gesuch, die einzige Tat meiner Gefängniszeit, die ich bereue. Seit jenem Osterdienstag rechnete ich mit meiner Überführung nach Dachau, wenn auch ein Wachtmeister meinte: "Nach Dachau kommen Sie nicht; da kommen ganz andre Kaliber hin." Er hatte sich getäuscht, ich nicht. So nahmen also die Dinge ihren Lauf. Die "schönste" Zeit meiner langen Haft bei Aussenkost, Bier, zerstreuer Aussenarbeit und sympathischer Teilnahme so vieler bekannte und unbekannter Freunde und Wohltäter war vorbei. Der Abschied von Aschaffenburg mit so manchen erhebenden Erinnerungen, von dem lebenswürdigen Gefängnisseelsorger Ludwig Dirigl, S.J., von der nahen Seelsorgsstelle Feldkahl, die mich allwöchentlich bestens mit Gaben aller - sogar Zigarren, obwohl ich Nichtraucher bin - versorgt hatte, war nicht leicht, zumal der Weg in eine dunkle Zukunft führte. "Wie mein Gott will, bin ich bereit," so hiess das Lied, das ich als letztes in Feldkahl einübte. Ich diene keiner verlorenen Sache. Wie sollte ich Kopf und Nerven verlieren? "Der Sieg muss Gottes werden!" (Webers Dreizehnlinden). Mit dem Psalmisten konnte ich beten: "Ich bau auf Gott, ich fürchte nichts, was könnt ein Mensch mir antun." Ps. 35.

"Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus"

Meine Uhr und die besseren Textilien gab ich nach Feldkahl; nach Dachau dirigierte ich ein paar theologische Bücher, einige Hemden und den schon erwähnten Pullover. Der 3. Juli 1941, ein Donnerstag, war der schicksalhafte Tag, an dem der Sündenbock in die Wüste geschickt werden sollte. Um 6 Uhr früh, wo die Strassen noch wenig belebt waren, marschierte ein kleiner Trupp von etwa 10 Mann, je 2 mit Handschellen

aneinandergefesselt, der Pfarrer im Schwarzrock hinterdrein, zum Bahnhof; norddeutsche Mitbrüder berichteten, dass sie Handschellen bekamen. Trotz Begleitung durch mehrere Wachtmeister rief ich neugierigen Passanten zu: "Es geht nach Dachau!" Beim Besteigen des vergitterten Gefängniswagens kam mir ein unbekannter, aber offenbar kirchentreuer kraftvoller Wachtmeister nach und flüsterte mir mit warmen Worten und Handschlag zu: "Trösten Sie sich; es geht alles einmal vorbei!" Das war nicht der beste Trost; aber ich nahm ihn dankbar an. Was hätte der Mann auch sonst sagen sollen? Etwa: Der Teufel hol das II. Reich! Oder: "England wird siegen!" wie der Ruf aus dem Volke bei der Verteilung der Benediktiner aus dem Kloster Münsterschwarzach ertönte, was wir durch Flüsterpropaganda kurz darauf sogar im Gefängnis erfahren hatten. Das wäre zu gefährlich gewesen. Und religiöse Gedanken hat der Durchschnittsleie kaum zur Hand, zumal einem Priester gegenüber.

#### Freifahrt mit der "grünen Minna."

In verhältnismässig kurzer Zeit wickelte sich die Einweisung der Gefangenen in die Zellen des Gefängniswagens ab. Jede war für 2 Mann gedacht; aber mit 4 belegt. Meine Genossen waren 2 jüdische Greise im Alter von etwa 55 - 60 Jahren, die das Todesurteil in der Tasche und auf der Stirne gezeichnet hatten; denn sie sprachen auf der ganzen langen Fahrt nicht ein einziges Wort. Dagegen nahmen sie dankbaren Blickes ein Viertel des wohlgeschmeckenden Weissbrotes an, das ich mir mit Butter und Schinken belegt als Wegzehr mitgenommen hatte, und mit meinen drei Kumpanen teilte. Der vierte Weggefährte stammte aus Köln, hatte nach seiner Aussage nur ein Fahrrad gestohlen und sollte nun nach einem Jahr Gefängnis ins KZ wandern. Mit ihm konnte ich mich anfangs gut unterhalten, bis die Juliwärme allmählich Stimme und Stimmung lähmte. Lange dauerte das Warten bis zur Abfahrt des Zuges und noch länger und zeitweise unerträglich erschien die Fahrt nach Würzburg. Man stelle sich vor: 4 Mann stehend auf engem Raum ohne Sitzgelegenheit bei verbrauchter Luft ohne Ausblick auf die Landschaft - nur ein kleiner Spalt liess den Blick offen für ein kleines Fleckchen des weissen wolkenlosen Himmels - zwei Kameraden mit der Todesahnung im Antlitz und der dritte mit offener TBC! Er wurde in Dachau gleich in die TBC-Abteilung verwiesen; nur einmal habe ich ihn nach 14 Tagen wiedergesehen, ohne ihn sprechen zu können. Er ist sicher wie alle Kranken mit längerer Krankheitsdauer auf Transport zur Vernichtung unwerten Lebens gekommen. Es war zu einem Teil gut für mich, dass ich aus einem Steinhauerdorf stammte, in welchem bis zum 1. Weltkrieg hinaus die allermeisten Landsleute, auch Frauen und Kinder an dieser unheimlichen Volksseuche starben ausser den Metzgern, Bäckern und Witte. Bei Versehungen hatte ich als Ministrant den ekelhaften Geruch in den meist niedrigen und kleinen Behausungen kennengelernt und in solcher Umgebung nach medizinischem Urteil eine Incubation, bezw. Infektion mit Tuberkeln durchgemacht und eine gewisse Immunität gewonnen.

#### 4 Stunden im Schwitzkasten.

Den Höhepunkt an körperlichen Strapazen bei der Bahnfahrt brachte der Aufenthalt auf den offenen Geleisen des Würzburger Hauptbahnhofs von 1/2 11 Uhr bis 1/2 3 Uhr nachmittags. 4 Stunden in einer Gluthitzschweissgebadet in der engen Zelle stehen, das war eine Nervenanspannung zum Zerspringen, eine unerträgliche Ewigkeit, wobei uns noch der Durst erbärmlich plagte. Es war eine Erlösung, als wir um 5 Uhr nachmittags in Nürnberg anlangten und aus dem Schwitzkasten befreit wurden. Dort begneteten uns viele neugierige Passanten, denen ich im schwarzen Rock zweimal laut zurief: "Transport nach Dachau! Heil Christus!", worauf wir ihre Erschütterung beobachten konnten. Die verpflegung in Nürnberg war kärglich. Die Übernachtung der etwa 40 Häftlinge erlebten wir in einem Turnsaal, der mit Matten belegt war. Eine einfache Filzdecke genügte, um wenigstens für ein paar Stunden über die Daseinsorgen hinwegzukommen, die freilich selbst in den Träumen ihren Niederschlag fanden. Der zweite Hauptteil der Fahrt war erträglicher. Der Jura und das Alpenvorland hatten gemässigte

Temperaturen. In Donauwörth war unter den Zugängen ein Asozialer, der später im Lager den schwarzen Winkel trug. Er strotzte von Gesundheit, aber auch von Frechheit und Ausgelassenheit, sodass ein Wachtmeister ihn voll Zorn anschrie: "Warte nur, Bursche, Dich kriegen sie heute noch in Dachau klein!" Er hat recht behalten - schon bei der Ausladung am Kleinbahnhof von Dachau.

#### Der Empfang in Dachau.

Es mag 15 Uhr an diesem Freitag gewesen sein - wir besaßen keine Uhren, um die Zeit festzustellen - die Zeit des Sühnetodes unsres Erlösers, da hielt der Zug an jenem gefürchteten Ort, von dem der berühmte Humorist Weissferdl gesagt hat: "Lieber Gott, mach mich stumm, dass ich nicht nach Dachau kumm!" Kaum hatten sich die wenigen ausgestiegenen Reisenden etwas vom Bahnhof entfernt, als der schrille Ruf erscholl: "Raus aus dem Zug, hinauf auf den Pritschenwagen!" Unter den Augen der Reisenden im Zug wurden sie Häftlinge von der Reitpeitschen Schwingenden SS-Meute auf einen LKW gejagt, der mit einer Zeltplane überdeckt war, mit dem Ruf: "Wollt ihr laufen!" In weniger als einer halben Minute waren die 55 Verbrecher über ein Aufschlagbrett aufgesprungen und dunkel verhängt. Es ging wie ein geölter Blitz. Keiner wagte ein Wort zu flüstern, so waren die Nerven gespannt. Ich glaube, ich war der einzige, der sich zu einem Lichtspalt drängte und die ersten Dachauer Häftlinge im Zebraanzug bei der Arbeit erblickte.

#### Ein Schauspiel für Engel und Menschen.

Kaum waren wir im Lager eingefahren, als die Ausladung und Aufstellung in einer Kolonne ebenso blitzschnell erfolgte wie vorher die Aufladung in den LKW. Nun begann die Feststellung der Personalien. Zwei Schwarzröcke befanden sich unter den 55 Zugängen: Kaplan Lachawiez von der Diözese Breslau und ich. Der Mitbruder war eine frieliebende Natur, kein Kämpfer. Er hatte nur eine Frau im Krankenhaus gedrängt, ihr Kind taufen zu lassen. Ihr Mann, ein rabiater Anhänger Hitlers, meldete das der Partei. Die Folge: Der Kaplan, der nur seine priesterliche Pflicht erfüllt hatte, kam ins Gefängnis und ins KZ. Alle Bittgesuche der erschütterten Frau, alle Tränen und alles Flehen bei der Gestapo hatten keinen Erfolg. Lachawiez musste nach meiner Entlassung am 5.4.45 noch den Todesmarsch gegen Innsbruck mitmachen, bis er beim Anrücken der Amis am Ammersee freikam. Doch zurück zum Anfang! Bei den meisten der Ankömmlinge begleitete Zill, der Lagerkommandant das Durchblättern der Akten mit beissendem Spott. Während der schlesische Mitbruder verhältnismässig billig und kurz davorkam, musste ich, da ich alphabethisch schon bald an der Reihe war, den Sündenbock für alle 55 abgeben. Jene früher bereits zitierte Partie aus meiner Predigt vom 1. Adventssonntag 1940 steigerte die Wut und den Hass des Lagerkommandanten und seiner Rotte ins Ungemessene. Ein Fusstritt löste den andern ab, eine Ohrfeige sie andre, wobei freilich so manche durch flinkes Ausweichen daneben gingen. Was an unflätigen Reden und gemeinen Verdächtigungen ausgesprochen wurde, ist nicht wiederzugeben. Das Schlimmste, was ich je in meinem Leben zu Ohren bekam, war ein gotteslästerlicher Angriff auf die Menschwerdung Christi durch Maria. In seiner Wut schrie einer der obersten SS-Leute: "Den Pfarrer von Dachau und den Bischof von Galen in Münster, die bringen wir auch noch nach hier und stopfen ihnen das freche Maul; Diese Saupfaffen müssen vom Erdboden verschwinden." Ein anderer plärrte mich unter schamlosen Ausdrücken und Verdächtigungen an: "Mach Die keine Flausen vor! Unter 7 Jahren kommst Du hier nicht raus!" Meine innere Reaktion: "Das hängt am wenigsten vor Dir ab." Zu anderen Mitbrüdern hatte ein SS-Mann schon ähnlich gesagt: "Bildet euch nicht ein, dass ihr hier herauskommt! Wenn der Krieg zu Ende ist, kommen auch die andern Pfaffen alle rein samt eurem Oberhäuptling in Rom dazu." Immer wieder kamen die Raudis auf mich zurück vom Lagerkommandanten bis zum gemeinen SS-Mann und immer wieder musste ich jenen Text meiner Predigt wiederholen. Er hatte also wirklich "eingeschlagen". Jeder suchte seinen Ärger an mir abzureagieren. Es war wirklich "ein Schauspiel für Engel und Menschen (nach St. Paulus). Und das Merkwürdige: Ich war innerlich vollkommen ruhig, ja, ich lachte innerlich über



ein solch gottloses Theater und meine Aufmerksamkeit galt mehr dem Ausweichen zgedachter Schläge und Fusstritte. Ein Jahr nach diesem entehrenden Schauspiel fragte mich Lachawicz: "Hast du eigentlich gehört, was ein SS-Mann sagte?" Nein!" erwiderte ich; mein Gehör hat schon im Gefängnis nachgelassen." Der Mitbruder fuhr fort: "Er hat/gehört/ die vielsagende Bemerkung: "Er ist wirklich nicht aus der Ruhe zu bringen."

#### Weitere entehrende Zeremonien Satans.

Nach der menschenunwürdigen Personalienaufnahme kam die berüchtigte Fotoaufnahmen an die Reihe für das Verbrecheralbum der SS-Justiz, obwohl jeder schon im Gefängnis seiner Heimat ins deutsche Verbrecheralbum eingereiht war. Sobald die Fotoaufnahme geschehen war, schnallte der Häftling, von einem Eisenstift sehr unsanft ins Gesäss getroffen, von seinem Sitz empos zur hämischen Freude der SS-Männer. Was aber am meisten den Menschen und erst recht den Priester entwürdigte, war die nächste Prozedur. Unter ständigem Schimpfen und Toben ging ins Brausebad, wo jeder sich zunächst ausziehen und alle Schamhaare sowie das Haupthaar bis auf 2 mm Länge scheren lassen musste. Unter den Häftlingen, die diese Aktion durchführten, waren naturgemäss auch anrühige Gesellen. Es wird kaum einen gesitteten Menschen gegeben haben, der das nicht als Entehrung und Verdemütigung empfand und immer wieder empfand, sooft Haarschneiden, Bassenbad, Läuse- und Krätzekontrolle stattfand. Aber es ging unserm Erlöser nicht besser, sondern viel schlimmer bei der Geisselung und Annagelung und er war doch der Reinste und Heiligste, der je über die Erde geschritten war.

Nachdem unsre Kleidung in die Effektenkammer gewandert war, erhielt jeder ein abgebrauchtes kurzes Hemd, passend für einen zehnjährigen Buben, einen Zebra-Drillichanzug und ein paar Holzpantinen ohne Strümpfe. Die Kappe der Holzpantinen war nicht aus Leder, sondern aus Holzfasergeflecht und rieb schon nach wenigen Schritten schmerzlich an der Haut. Unbeholfen und manchmal hinfallend wie kleine Kinder wanderten die "Neuen" über den steinigen Apellplatz, der für 10.000 Mann geplant war, aber am Schluss 32.000 aufnehmen musste, zum Zugangsblock 9, dessen Blockältester der kommunistische Redakteur Guttmann war. Jede der 30 Baracken war in 4 Stuben eingeteilt, hatte einen Blockältesten, 4 Stubenälteste und einen Blockfriseur und =schreiber. Der Friseur hatte alle 8 Tage die Haare des Hauptes zu schneiden und zweimal die Rasur zu besorge, An der Spitze aller Häftlinge stand der Lagerälteste, unterstützt vom Lagerläufer. Bei meiner Ankunft lag die untere Regie zu allermeist in den Händen der Kommunisten, d.h. der "Politischen". Das ist verständlich; denn sie waren die ersten, die das Lager bevölkerten. Die SS legte allerdings gern die innere Verwaltung in die Hände der "Kriminellen" nach der römischen Praxis "Divide et impera!", d.h. Teile und herrsche! Es kam ihnen darauf an, dass ihr eigenes Terrorsystem unter den Gefangenen fortgesetzt werde. In Dachau aber gelang es mit der Zeit den politischen Häftlingen, besonders den Kozi und Sozi die innere Leitung, d.h. die untere Regie in die Hände zu bekommen.

Die Krönung meines "Einzuges" bildete die Ansprache Guttmanns in der Blockstrasse (=Platz, bzw. Strasse zwischen 2 Lagerbaracken) vor dem versammelten "Volk" der Neuzugänge der letzten Woche gegen Abend. Er führt ungefähr aus: "Kameraden, ihr seid nicht hierher in ein Erholungsheim gekommen. Hier wird gearbeitet, nicht gefaulenzt. Hier heisst es seinen Mann stellen. Da ist das Leben ein Dreck und die Strafen barbarisch. Wer Brot stiehlt, wird erschlagen. Einen Gott gibts im Lager nicht; keiner hat ihn gesehen. Setzt euch keine Flausen ins Hirn, als ob ihr bald entlassen würdet! Der normale Weg in die Freiheit geht durch den Kamin (des Leichverbrennungsofens, des Krematoriums). Meine Aufgabe als Blockältester ist es, euch einzuführen in die neue Lebenspraxis des KZs: Gehorchen, Bettebauen, Marschieren, Liedersingen." Dabei hechelte er die Neuzugänge des Tages vor den schon früher Angekommenen im Stile der SS nochmals durch, natürlich mehr zu seiner und der Kameraden Belustigung. Auch mein Schauspielakt wurde betont nachexerziert: "Du, Dünig, warum bist Du nach Dachau gekommen?" "Ich habe falsch gesungen!" schrie ich ihm theatralisch entgegen. "Na, was hast

Du denn Schönes gesungen?" fuhr er fort. Mit besonderem Nachdruck gab ich nun vor 200 Kameraden die einschlägigen Sätze meiner Adventspredigt wieder. Auf das "Wir fressen, saufen und huren" konterte Guttmann: "Bravo! Gut gesungen, Herr Pastor!" So durfte ich wenigstens einmal im KZ eine Predigt halten, wo doch seelsorgliche Betätigung strengstens verboten war und ich in unsrer Kapelle vor meinen Mitbrüdern kein einziges Mal das Wort ergriff, da es genügend hervorragende Redner unter den Hunderten deutscher und holländischer und anderer Nationen gab.

Beim Abendapell fiel ein Mann tot zusammen. Er wurde als Lebender mitgezählt und dann von seinen Kameraden abgeschleppt zum Krematorium. "Mehr als sterben kann der Mensch nicht", hörte ich einen der Blockältesten sprechen. Das war eine erschütternde Einführung ins Lagerleben und erinnerte an Dantes Wort: "Lasst alle Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet!" Hier herrschte eiskalte Luft. Hier regierte der Fürst dieser Welt mit eisernem Zepter und zeugte Grauen, Verzweiflung und Tod. Es gab nur einen Trost: Aus dem Elend aufzuschauen zu dem Berg, von dem Hilfe kommt, zu Gott im Himmel, von dem der Psalmist spricht: "Nicht für immer lässt der Herr die Gottlosen herrschen über die Gerechten." So ging der Tag der Einlieferung zu Ende. Trotz Übermüdung und Strapazierung der Nerven schlief ich einen zwar nicht tiefen, aber doch erholsamen Schlaf. Um 1/2 5 Uhr brummte der "Bär", der gräulich scheppernde Weckruf des Lagers, wahrlich kein Ohrenschmaus aber doppelt Nervensäge für die Häftlinge eines KZs, neues Unheil und Verderben ansagend. Wenn es am Sonntag im Hymnus zu den Laudes u. a. vom Hahnenschrei heisst: "Der bösen Geister Heer entflieht, verlässt den Weg der Trug und List. Der Seemann schöpft nun neuen Mut. Beim Hahnenschrei zieht Hoffnung ein. Der Räuber steckt den Dolch jetzt ein", so begann an diesem Ort von neuem "des Teufels Zirkus", während die niedersinkende Nacht einen kleinen Stern der Hoffnung aufgehen und durch den Schlaf Sorgen Hunger und Knechtschaft im Meer der Vergessenheit begraben liess. Gut, dass ich später den Bär nicht mehr hörte; die Erschütterung des Bettgestells beim Aufstehen der Nachbarn weckte mich schnell genug. Nach erfolgtem Bettebau und nach der eiligen Einnahme des Morgenkaffees, der in meiner ganzen Haftzeit keinen Tropfen Milch sah, marschierte die Kolonne der Zugangshäftlinge zum Morgenapell. Ein SS-Mann schritt nach dem Ruf "Mützen ab!" die einzelnen Blöcke ab und kontrollierte die Zahlen. Darnach formierten sich die Arbeitskommandos und wir kehrten zum Zugangsblock zurück. Bald darauf rief mich der Blockälteste und sagte: "Du Dümig, nimm deine Klamotten und geh mit mir!" Das war zunächst ein nicht geringer Schreck; denn nach den Erlebnissen des gestrigen Tages konnte ich mir nichts anderes denken als neue Schikanen von Seiten der SS. Wie angenehm aber war ich überrascht, als Guttmann mich zur "Eingemeindung" auf den Pfarrerblock 26 führte! Er gab keine Begründung für sein Handeln. Aber seine Überlegung ging offenbar dahin? Der ist mit seinem gestrigen Empfang hinreichend ins Lagerleben eingeführt worden; da schenke ich ihm die weitere Einführung auf dem Zugangsblock. Es bestand die Regel, dass jeder Neuling mindestens 14 Tage das Bettebauen, Marschieren, Liedersingen und andres mehr einpauken musste. Pater Kentenich von Schönstatt "residierte" nahezu ein halbes Jahr auf dem Zugangsblock. War das enge Zusammenleben mit den Mitbrüdern auf Block 26 auch KZ, es waren aber Menschen mit gleicher Gesinnung und das Sprichwort bewährte sich: "Geteiltes Leid ist halbes Leid." Allgemein kann gesagt werden: Dem Sozialtrieb (Herdentrieb) entsprechend trug man seine Gefangenschaft im KZ leichter und es gab trotz der zeitweilig furchtbaren Verhältnisse prozentual weniger Selbstmorde durch Erhängen oder Laugen in den elektrisch geladenen Stacheldraht als im Gefängnis. Die Einsamkeit entnutigt, die Gemeinsamkeit im Leid stützt und wärmt.

Vielleicht darf ich hier über Guttmann noch etwas einflechten. Er war von hoher schlanker Gestalt. Sein nicht unsympathisches Gesicht zierte eine kräftige Adlernase und schaute keck in die Welt. Wenn er auch der kommunistischen Partei angehörte und sich durch

seine lange Haft darangewöhnt hatte, mit den Wölfen zu heulen, so machter doch seinem Namen manche Ehre. Dazu hatte er bei aller Rohheit, die ihn umgab, den Humor nicht verloren. Jedenfalls war er einer der wenigen Kommunisten, die dem Priesterblock etwas Achtung und Wohlwollen entgegenbrachten. Unser Mitbrüder Hermann Wehrhahn, ein Verwandter von Kardinal Frings, ist durch seine Fürsorge am Leben geblieben. Normalerweise wäre er bei seiner grauenerregenden Phlegmone (Hautkrankheit) an beiden Beinen auf Transport gekommen und durch eine Spritze zu Tode. So hielt er durch, bis seine Verwandten die Entlassung erreichten. Mit Pater Kentenich führte er Gespräche philosophischer, pädagogischer und psychologischer Art. Ihn hat er gar zweimal durch seine Raffinesse (Verschlagenheit) vor dem Invalidentransport und damit vor dem sicheren Tode bewahrt. Wenn Guttmann auch sich ungut gegenüber den Pfaffen zeigte, so ist zu bedenken, dass er mit Rücksicht auf seine Gesinnungsgenossen nicht den Pfaffenfreund herauskehren durfte. Einmal äusserte er gegenüber Pater Sales Hess OSB: "Es gibt irgendwie in der Welt eine Gerechtigkeit, die alles ausgleicht." Dafür kenne er manches Beispiel. Als Capo soll er später in Allach bei München rücksichtslos draufgeschlagen haben. Meines Wissens war schon zuletzt im Lager bekannt, dass er mit anderen Kameraden bei einem Luftangriff auf die Zeppelinwerke in Friedrichshafen als Capo ums Leben kam. Nie werde ich diesen Mann vergessen, dessen Adlernase und Feueraugen keck in die trostlose Welt des KZs schauten und den Schalk verrieten, ohne ihn idealisieren zu wollen. - Von kirchen- und priesterfeindlicher Einstellung war unser zeitweiliger Blockältester Gehrke aus Braunschweig, ein Kriegsversehrter vom 1. Weltkrieg, der Parteizugehörigkeit ein SPD-Mann. Aber auch in ihm war das Gute nicht ganz erloschen. Im Gespräch bekannte er mir: "Ich bin ein so schlechter Kerl, dass ich keine Hoffnung auf Gnade bei Gott haben kann." Meine Antwort: "In dieser Welt gibt es durch Reue Vergebung auch für die grössten Verbrechen; in der Ewigkeit fröhlich nur noch Gerechtigkeit. Denk an den rechten Schächer am Kreuz bei Jesu Tod!"

Mein 3. Tag in Dachau, ein Sonntag brachte eine besondere Überraschung. Lagerführer Zill, einstiger Bäckermeister, hatte ein eigenes Zeremoniell, die Neuankömmlinge in das Lagerleben einzuweihen. Um 10 Uhr liess er sie auf dem Apellplatz antreten und hielt ihnen im preussischen Schnauzton in seiner schneidenden hohen Stimmlage mark- oder besser Trommelfellerschütternde Ansprache, die in folgenden Gedanken gipfelte: "Das deutsche Volk hat euch ausgestossen aus seiner herrlichen Volksgemeinschaft. Ihr wart ihrer nicht wert. Ihr seid hier ehrlos, wehrlos und rechtlos! Man hat euch hierhergebracht, damit ihr umerzogen werdet. und das lernt, was auf dem Wirtschaftsgebäude geschrieben steht und auf dem Rot des Daches über der Küche in weissen Buchstaben weithin sichtbar täglich dreimal vor euren Augen beim Apell aufleuchtet: "Es gibt einen Weg zur Freiheit. Seine Meilensteine heissen: Gehorsam-Ordnung-Ehrlichkeit-Nüchternheit-Fleiss-Sauberkeit-Opfersinn-Wahrhaftigkeit-Liebe zum Vaterland." Voll Sarkasmus hat einmal der zeitweilige Lagerälteste Wagner zu einem Neuankömmling gesagt: "Präg dir diese goldenen Worte nur gut ein! Nüchternheit wird dir nicht besonders schwer fallen, da es keinen Alkohol gibt. Wahrhaftigkeit lernst du am besten von der SS und Ehrlichkeit dazu. Alle übrigen Tugenden werden sie dir schon mit dem Prügel oder Stiefel beibringen und schliesslich auch die Liebe zum Vaterland." Wagner hatte einem Parteigenossen eine hohe Geldsumme geliehen. Als er sie zurückforderte, wanderte er ins KZ. Wahrlich eine teuflische Methode zur Entschuldung! Zu einer Umerziehung konnte sich bei der herrschenden Brutalität nur ein Angsthase oder Waschlappen herbeilassen. Erzogen wurden viele zur Heuchelei und zum krassesten Egoismus. Das ist wohl begreiflich, da das Existenzminimum nicht gegeben war und die Tagesration an Verpflegung kaum mehr als 20 Rentenpfennige betrug für jene, die nicht in Arbeit eingesetzt waren.

Auf dem Priesterblock; Anfang Juli 1941 - Ende April 42.

Bei meiner Einlieferung waren die 3 Blöcke 26, 28 und 30 mit deutschen, österreichischen und besonders polnischen Priesterhäftlingen

samt Ordensnachwuchs überbelegt, jede der 4 Stuben mit je 120 Mann (Normale Belegschaft: 100; ursprünglich gar nur für 50 gedacht). Auf Block 26 waren fast alle reichsdeutschen Priester. In den ersten 14 Tagen beherbergte mich Stube 2 (Stube 1 war Kapelle); im Schlafsaal 3. Etage lag ich auf blanken Brettern, eingehüllt in eine Pferdedecke in dicker mit Schweissgeruch erfüllter Luft. Bei den Mahlzeiten fanden die Neuzugänge kein Plätzchen am Tisch, um in Ruhe essen zu können. In diesen Tagen sass der volksdeutsche Priester Wilhelm Stadniczuk aus Cernowitz in Siebenbürgen mit mir gewöhnlich in der Ecke, die zwei Spindreihen freiliess, auf dem Boden mit unsrer Aluminiumschüssel, eine Ausdehnung von 40 mal 40 cm. Niederlassen und aufstehen waren Qualvoll. In den ersten 2 Monaten Juli und August gab es am Mittag noch ziemlich oft Erbsensuppe, die noch einigermaßen hinreichte, um das Körpergewicht nicht allzusehr absinken zu lassen; ab September nur noch selten, ab Januar 1942 überhaupt nicht mehr.

"Und wenn wir marschieren, dann leuchtet ein Licht."

Der grosse Trommler liess seine Mannen marschieren - schon beim marsch zur Feldherrnhalle. Marschieren und Soldatenspielen scheint den Deutschen im Blut zu liegen. Mit Propagandareden und Marschieren gewann Hitler die Macht. Nach der Machtübernahme wurde das ganze Volk militärisch formiert, gedrillt und für den Krieg vorbereitet. Durch hinterlistige Überraschungsangriffe und Gewaltmärsche bis tief in Feindesland hoffte er die ganze Welt auf die Kniee zu zwingen. "Heute gehört uns Deutschland, morgen die ganze Welt!" Bei Stalingrad, Moskau und Petersburg standen aber die Kolonnen still und dan begann die Ab-satzbewegung vom Feind, dauernde Frontbegradigung bis zum bitteren Ende. Es lag im System, dass auch die Volksfeinde mit diesem Sport begnadet wurden. In der ersten Zeit meiner Haft mussten wir so manches Mal Lieder abschreiben wie "Die blauen Dragoner", Schwarzbraun ist die Haselnuss", "Wir lagen vor Madagaskar" "Tyrol, Tyrol" und nadre, und auf dem Apellplatz singend auf und ab marschieren. Zu den scheusslichsten Erinnerungen für mich gehört die Tatsache, dass damals eine ganze Kolonne augemergelter und ausgehungertes Invaliden und sog. Kretiner (erblich Belastete) während der Arbeitszeit auf dem Apellplatz kreuz und quer marschieren und immer das gleiche Lied singen mussten: "Die blauen Dragoner..." Es kam freilich noch schlimmer. Weil damals häufig Besuch kam, mussten sie später die ganze Arbeitszeit hindurch in ihrer Blockstrasse stehen, so dass mancher vor Entkräftung tot zusammenbrach.

Was für Neuzugänge besonders für uns Geistliche die grösste Plage darstellte, waren die schon genannten Holzpantinen. Schuhe erhielten nur jene, die in Aussenkommandos beschäftigt waren, und das Blockpersonal. Ein jammervoller Anblick, wenn die "neugebackenen und =geschorenen Schafe" unbeholfen wie kleine Kinder "ihrem Stall" zuwackelten. War gerade ein SS-Mann in der Nähe, musste man noch mit einem Fusstritt rechnen und mit Spott dazu. War keiner da, dann nahm so mancher die Pantinen in die Hand und tastete barfuss über die Kieselsteine. Dreiviertel von uns zeigten an den Füssen, besonders auf der Reihe Wunden und Schindplatten. Es war eine Qual, die nur kurze Strecke zum Apellplatz ordentlich zu marschieren. Bei vielen hörten die Wunden nicht auf, weil sie von Natur aus unbeholfen waren. Aber auch bei mir dauerte es Wochen, bis meine Füsse die Pantinen zu handhaben verstanden und die Wunden geheilt waren. Ich half mir mittels meines einzigen Taschentuchs. Ich schob es unter die eine Kappe, bis der eine Fuss geheilt war, dann unter die andre. Der Inhalt der Nase flog in gelungenem Bogen in die Luft. Das hatten alle bald in Übung. Früher durften die Häftlinge auch nicht 1 Taschentuch besitzen. In der Kantine gab es keinen Vernadstoff und keine Arznei zu kaufen ausser Jod, das ich indes nur einmal bestellte. Als Verbandstoff gebrauchte man, was man gerade fand. Es war eine Armut sondergleichen. Und welche Bilder sah man in dieser Zeit! Bei den Mitbrüdern Selzle (Augsburg) und Wehrhahn (Köln) waren beide Unterbeine durch Phlegmone eine einzige Wunde bis zum Knie und länger als ein Jahr. Ständig sickerten Blut und andre excremente (Absonderungen) ab. Die Unterernährung brachte es mit sich,

dass nach einiger Zeit Ekzeme, eine besondere Art von Geschwüren bei vielen zutage traten, bei anderen gar die Füße anschwellen, was den Anfang vom Ende bedeutete. Auch bei mir zeigten sich anfangs Februar 1943 diese Ekzeme an beiden Beinen, obwohl wir längst Pakete hatten. Es begann mit dem Anschwellen der Haut an bestimmten Stellen wie bei Furunkeln; aber statt des Eiters quoll eine wässrige Masse aus den Aufbruchstellen. Schloss sich die Wunde, dann brach bald nebenan eine neue auf. Der Höhepunkt dieser Erscheinung war bei mir in der Nacht zum 9.3.43, dem schrecklichen Aschermittwoch, der Bayerns Hauptstadt durch einen Bombenangriff grossenteils einäscherte. Die Flackkanonen böllerten ganz wild und unsere Baracken erzitterten so höllisch, dass alle aus den Betten flohen und auf dem Fussboden Schutz suchten. Wegen meines angeschwollenen rechten Knies war ich der letzte, der unter grossen Schmerzen von der 3. Etage langsam herunterturnte. Glücklicherweise dauerte das Malheur kaum mehr als 3 Wochen; aber die Narben blieben.

Ganz zu Anfang gab es noch einige Flöhe, die bekanntlich nur in Strohsäcken ihre Existenz sichern können. Lange Zeit aber grassierte die Krätze, eine ekelhafte und ständig beissendes Jucken verursachende Hautkrankheit, die wohl aus dem Osten eingeschleppt war. Zu manchen Zeiten wurde täglich Krätzekontrolle gehalten. Von diesem Übel blieb ich im Lager verschont; aber von einem heimkehrenden Soldaten aus dem Osten über meine Angehörigen im Heimaturlaub angesteckt, war ich trotz vieler Ausgaben für Arzneien viele Monate gepeinigt. Wer wegen Krätze ins Revier geschickt wurde, war in grosser Gefahr, für einen Invaliden-transport aufgeschrieben zu werden, was unfehlbar das Ende bedeutete. Von Zeit zu Zeit wurden 1941 und 1942 solche Transporte zusammengestellt und dabei alle Insassen mancher Revierstuben aufnotiert, auch solche, die bereits wieder genesen waren, wie der ev. Pastor Sylten, der wegen einer eigenartigen Hautkrankheit, eines Ausschlags am ganzen Körper eingeliefert war, und der kath. Pfarrer Heinzmann (Augsburg), der Nierenentzündung hatte. Beide waren wiederhergestellt und leisteten für etwas Brot Stubendienst. Dennoch kamen sie auf Transport zur Vernichtung nach Mauthausen. Diese geschah wahrscheinlich durch Gas oder Phenoleinspritzung. Solche Transporte gingen nachts zwischen 1 und 3 Uhr ab; die Invaliden waren nur mit Hemd und Hose bekleidet. Nur ein Mitbruder, ein junger sächsischer Kaplan, Hermann Scheipers, entrannte dem Verhängnis, obwohl er schon auf der Liste der Todeskandidaten stand. Ein wohlgesinnter Pfleger oder Schreiber mag ihm geholfen und wieder von der Liste abgesetzt haben. Begreiflicherweise hat er mir eine Andeutung darüber gemacht. Einige Wochen nach dem Transport Heinzmanns erhielt dessen Schwester die Mitteilung, ihr Bruder sei im Lager an Lungenentzündung gestorben und habe keinerlei vermögensrechtliche Anordnungen hinterlassen. Nur nicht ins Revier kommen! Das war der Gedanke, der alle Häftlinge in jener Zeit bewegte. Das enge Zusammenleben im Lager brachte es mit sich, dass die Gefahr der Ansteckung ausserordentlich gross war trotz ständiger Desinfizierung der Kleider von Lebenden und Toten, die oft allzusehr zusammengeballt waren, sodass die Giftgase nicht alles durchdringen konnten, trotz des wöchentlichen Bades und der wöchentlichen Kopfrasur auf 2 mm. Für die Strohsäcke fehlte das frische Stroh. Nebenbei: Auch die kurzen Haare wurden gesammelt und irgendwie für den totalen Krieg eingesetzt. Armes Deutschland! Dass das Haarschneiden nicht nur hygienische Gründe hatte, sondern auch Entehrung bedeutete, das zeigt das Beispiel einer luxemburgischen Polizeigruppe von etwa 20 Mann. Sie hatte sich geweigert, im Dienste Deutschlands in Jugoslawien eingesetzt zu werden. Dafür wurden sie etwa ein halbes Jahr in Dachau gefangengehalten, durften aber als "Ehrenhäftlinge" mitten unter uns ihre langen Haare sowie Mützen und Gewandung behalten.

#### Die Privilegien der Pfarrer.

Trotz schärfster Absperrung des Lagers, trotz strengster Überwachung auswärts arbeitender Häftlingskolonnen, trotz peinlicher Abschneuerung der einzelnen Blöcke im Innern bei eiserner Disziplin sickerten doch immer wieder Nachrichten über die Zustände im Lager durch. Darum waren Paost und Internationales Rotes Kreuz bemüht, das Los der Prie-

waren Papst und Internationales Rotes Kreuz bemüht, das Los der Priester wie auch der anderen Gefangenen zu erleichtern. Frucht dieser Bemühungen waren 3 Vergünstigungen für die Priester: 1. Stube I vom Block 26 wurde Kapelle für die Messfeier 2. täglich wurde ein Viertel Liter Wein an jeden Priester ausgegeben 3. Während der Arbeitszeit waren bestimmte Stunden für Bettruhe angesetzt. Die beiden letzten Privilegien währten bis zum 11. Februar 1942, dem Fest der Erscheinung der Gottesmutter in Lourdes. Es liegt in der Natur der Sache, dass durch diese Vergünstigungen eine starke Antistimmung gegen die Pfarrer erzeugt wurde und das nicht nur bei den Kommunisten. Fassen wir alle drei näher ins Auge!

#### 1. Tägliche Messfeier von 1941 - 1945.

Wer die zeitweise furchtbaren Verhältnisse im Lager betrachtet, wer insbesondere die Brutalität und den Hass der der Renegaten gegen Priester und Kirche kannte, über deren Haupt zu allermeist einst auch das Taufwasser geflossen war, der muss es als ein halbes Wunder ansehen, dass das Zugeständnis der täglichen Messfeier durchgesetzt werden konnte. In mitten einer Welt ohne Gott war die Kapellenbaracke, so primitiv sie auch mit kirchlichen Gewändern, Geräten und Schmuck ausgestattet war, eine Oase des Friedens, unsres "Heiles Hort." Wörtlich traf es zu, was wir im Donnerstagspsalm 22 beten: "Du hast mir den Tisch gedeckt im Angesichte unsrer Feinde." Zwar haben die SS-Banditen in ihrem Gotteshass dann und wann die Messfeier durch gotteslästerlichen Spott und Krach gestört, aber verhindert haben sie die Messfeier nicht, wenigstens für die deutschen Priester nicht. Wir konnten nicht genug danken für die Wohltat, dass der Immanuel mitten in Finsternis und Todesschatten bei uns weilte. Das Urteil der öffentlichen Meinung im Inn- und Ausland wird wohl bestimmend gewesen sein, warum das Reichssicherheitsamt in Berlin sich zu diesem bei den gegebenen Verhältnissen einfach unglaublichen Entgegenkommen herbeiliess. Auch sollte den wenigen Besuchern des Lagers, die nicht hinter die Kulissen schauen konnten, Sand in die Augen gestreut werden bei dem Gedanken: Wenn die Häftlinge sogar eine Kapelle mit Gottesdienst haben - ähnlich für die 10.000 Häftlinge eine winzige Bibliothek - dann kan es in Dachau nicht so schlimm sein. Besuch musste angemeldet sein und wenn wir gerade nicht bei der Arbeit waren, durfte niemand auf der Blockstrasse oder auch nur am Barackenfenster stehen. Das Lager war wie ausgestorben. So gewann der Besuch - meistens naturgemäss höhere Parteibonzen und Offiziere - ein falsches Bild. Besuchstage waren uns verhasst wegen der damit verbundenen Unannehmlichkeiten: Nervosität der SS, und des Blockpersonals, Spindeputzen und Staubfeger. Apellplatz, Lager- und Blockstrasse lagen menschenleer da. Nur selten kam Besuch in unsere Wohnstuben, nur einige in die Kapelle. Als Besichtigung Blocks waren 12, 16 und 18 zeitweise wenigstens aussersehen. Ihre Insassen waren in auswärtigen Betrieben tätig und Betten Spinde und das Essgeschirr zeigten besseres Material und gehobenen Zustand. Es waren dort auch manche Beamte, darunter Mitglieder der österreichischen Regierung und der Stadtverwaltung von Wien "beheimatet". Deswegen hiessen sie auch "Prominentenblocks". Der verdiente Zentrumspolitiker Josef Joos, der Erbprinz von der kath. Linie der Hohenzollern, Rechtsanwalt Döhling vom Echterhaus in Würzburg waren darunter. Alle Häftlinge waren versucht, alle Besucher des Lagers zum Teufel zu wünschen.

#### 2. Weinkommando.

Das aufreizende Ärgernis für einen Grossteil der Lagerinsassen war ohne Zweifel die tägliche Zuteilung eines Becher Weines (ein Viertel Liter) an die Priesterhäftlinge. Die Spender - mögen es Papst oder Bischöfe gewesen sein - haben uns in meinen Augen einen zwar gutgemeinten, aber schlechten Dienst erwiesen. Man kann es sich kaum anders vorstellen, als dass die SS-Leitung nur unter der Voraussicht die Auslieferung und Verteilung an die Häftlinge genehmigte, dass dadurch der Neid erregt und die Pfaffen im Lager missliebiger würden, eine Kalkulation, die sich als durchaus richtig erwies. Ich persönlich und wohl die meisten anderen hätten 100 mal lieber darauf Verzicht geleistet, als das täglich nervenerregende unwürdige Schauspiel des sog. Wein-

kommandos über sich ergehen zulassen. Pater Sales indessen meinte, der Wein - die Milch des Alters, wie manche sagen - würde doch dem Körper einige wertvolle Vitamine zuführen. Der Vorgang dieser hochnotpeinlichen Prozedur war folgender: Unter Begleitung eines SS-Mannes wurde der Wein in Kisten von der Kantine auf die einzelnen Stuben gebracht, dort in höchster Eile entkorkt und in die Aluminiumbecher gegossen. Dann trat der SS-Blockführer - meist schimpfend und mit beissendem Spott - in die Stube, wo eine gewitterschwüle Stille herrschte. Wenn einer nicht gerade dastand, wenn sonst auch nur scheinbar etwas nicht in Ordnung etwa im Sping ein Stäubchen oder Fleckchen zu finden war, da hagelte es Ohrfeigen und wüste Schimpfreden. Schliesslich ertönte in grösster Lautstärke der Ruf: "Aussaufen!" - und in wenigen Sekunden musste der kalte Wein in den Magen gestürzt sein. Wehe dem, der etwas verschüttete oder zu spät fertig wurde! Da ging von neuem Toben und Schlagen los. Bisweilen brachte der zuständige Blockführer bei dieser oder auch anderen Gelegenheiten einen Genossen mit, der nach Landsleuten suchte und deren "Verbrechen" erfragte. Jeder bekam dabei Ohrfeigen oder Schimpfnamen zugebracht. Im Januar 1942 kam bisweilen der neue Kommandoführer der Plantage, ein etwa 55jähriger kräftiger Mann aus dem Sudetengau, zwar kein Pfaffenfreund, aber doch anständiger als die junge Laffen. Gegen Ende dieser nicht gerade weinseligen Zeit waren die ersten Ersatzleute in den Dienst der Bewachung gestellt, lauter Mitglieder von Soldatenbünden wie "Stahlhelm" und "Kypfhäuserbund", die von selbst in die Partei überführt worden waren. Da erlebten wir die erste menschenwürdige Behandlung. Eines Tages erschien zur Weinausgabe ein ruhiger biederer Mann im Alter von ungefähr 60 Jahren. Zunächst fragte er unsern Stubenältesten Fritz aus Mannheim, wie die Sache gehandhabt würde. Der erklärte es ihm. Darauf erwiderte er, wir sollten es einmal so machen, wie es seither gewesen sei, der Stubenälteste möge das Kommando geben. Da schrie Fritz, nachdem der "Stoff" präpariert war, lauthals in die Stube hinein: "Stillgestanden! Aussaufen!" - und im neu sausten die leeren Becher holder die Tische nieder. Da ward der Pseudo-SS-Mann sichtlich erschüttert und sagte mit seiner ruhigen Stimme: "Meine Herren! (Unerhört so etwas im KZ!) So trinkt man doch den Wein nicht! Den trinkt man doch langsam und mit Genuss. Wenn ich zu euch komme, dann trinkt ihr den Wein so, als ob ihr zu Hause wärt." Bei diesen ganz ungewohnten Worten lief es mir heiss über den Rücken. Die Erinnerung daran wird mir niemehr entschwenden. Leider lief kurz darauf am 11.2.42 - als es kaum begonnen hatte, ein Genuss zu sein - das Weinkommando aus.

### 3. Leben nach Klosterregel.

Die dritte Sonderstellung der Priesterhäftlinge bestand darin, dass sie bis Ende April 1942 nicht in die Arbeitskommandos eingestellt wurden, sondern nach Art eines Klosters zu bestimmten genau festgelegten Zeiten lesen, Brevier beten, Lieder schreiben und lernen, ja nachmittags sogar 2 Stunden Bettruhe halten mussten, natürlich in strenger Überwachung durch den Stubenältesten und die SS selbst. Ja, wir waren - äusserlich gesehen - nicht in Arbeitskommandos tätig. Aber wir waren in keiner Weise Drohnen; denn wir mussten täglich dreimal fürs ganze Lager die schweren Eisenkübel voll Kaffee und Krautsuppe im Laufschrift von der Küche zu den Baracken schleppen. Das war bei der geringen und mageren Kost gerade genug Arbeitsleistung. Was beim Kosttragen täglich die 30 m breite Lagerstrasse an Mühsal, Erniedrigung und Misshandlung schaute, wird den Mitbrüdern, die diese Jahre 1941 und 1942 erlebt haben, in bleibender Erinnerung sein. Gewiss, es gab nicht Mord und Totschlag; aber welche Szenen! Einmal vergass ich in der SS-Küche beim Laufschrift zu den Esskübeln die Mütze abzunehmen. Bauff! Hatte ich einen Schlag auf den Kopf, dass mir Hören und Sehen verging und ich gerade noch den Kübel halten konnte, dass er nicht das Übergewicht bekam und auslief. Man war in ständiger Nervenanspannung, da man nie vor einer Gemeinheit sicher war, nicht einmal bei Nacht. Was war es für ein herzzereissender Anblick, als der holländische Geschichtsprofessor von der Universität Nijmegen Robert Regout, der ein volles Jahr in einer Gefängniszelle fast ohne Tageslicht ver-

bracht hatte, bleich und abgezehrt erstmals zum Kosttragen antreten musste! Die entkräftete hohe Gestalt vermochte das schwere Gefäss einfach nicht zu heben. Da rannte voll Wut ein SS-Mann heran und schlug ihn unter gemeinen Flüchen zusammen. Kein Wunder, dass er schon bald ein Opfer der Brutalität wurde. Noch schlimmer erging es einer Gruppe von Neuankömmlingen aus dem polnischen Klerus am gleichen Tage. Sie konnten die schwere Last nicht die Treppe hinuntertragen, die Kübel bekamen das Gleichgewicht und ergossen ihren Inhalt über die Stufen. Es war zum Erbarmen, wie diese Gruppe mit Fusstritten und Faustschlägen bearbeitet wurde. War der Inhalt eines Kübels verschüttet, so musste der Priesterblock einen von den seinen Abtreten. Ersatz von der Küche gab es nicht. Das Kosttragen wurde dadurch erschwert, dass die wenigsten gleichen Schritthalten konnten. Mir war es wenigstens möglich, mich ändern anzugleichen; aber leicht tragen konnte ich unter 250 Mitbrüdern nur mit zweien, die von gleicher Grösse waren. Für Anfänger war es entsetzlich schwer, in den Holzpantinen im Laufschrift eine solche Last zu tragen, war es doch anfangs unmöglich, ohne Bürde sicher und ohne zu stolpern und zu fallen auf der Lagerstrasse zu marschieren.

### "Konzentriert"

Das Haftlager Dachau war von einer etwa 3-4 m hohen Mauer mit hohen Türmen und einem Wassergraben mit elektrisch geladenem Stacheldraht umschlossen. Auf dem Turm des Eingangs, ausgestattet mit einer grossen elektrischen Uhr, standen Wachtposten mit Maschinengewehren und beobachteten uns Tag und Nacht. Desgleichen lugten Augen hinter Maschinengewehren auf dem gegenüberliegenden Turm. Bis Ende April 1942, d.h. bis zum Einsatz in Arbeitskommandos, der das Lager allmählich immer mehr von einem politischen Sträflingslager in ein Arbeitslager umwandelte, war unsere Bewegungsfreiheit beschränkt auf Baracke 26 mit Blockstrasse (Die Blockstrasse fasste 8-9 m in der Breite; die Baracken waren 94 m lang und 9 m breit und enthielten je 4 Wohnstuben, 4 Schlafräume und 4 Aborte.), auf den täglich dreimaligen Marsch zum Apell, das dreimalige Kosttragen und das wöchentliche Baden. Erst nach einem Jahr sah ich bei einer Vernehmung im Gebäude der Gestapo ausserhalb des Lagers wieder einmal ein Frauenzimmer, eine Briefträgerin. Das ganze Lager mag eine Fläche von einem halben qkm gehabt haben. In der meisten Zeit war unser Block durch zwei Zäune abgeschlossen und durch den Dienst der Torwache isoliert. Ein wenig Luft schnappen konnte man in der Freizeit nur auf der Blockstrasse. Die Wohnstube war 10 mal 9m gross. 11 Tische, 50 Hocker und 52 Spinde waren das Mobiliar. Im Schlafsaal standen 106 Betten und zwar je 3 übereinander. Er hatte die Grösse wie die Stube. Jede Stube war ursprünglich für 52 Häftlinge berechnet. Aber schon vom Anfang meiner Haft an hatten wir Überbelegung, nämlich 95 - 110 Mann. Im Jahre 1944/45 wurden sogar 350-500 Mann in einer Stube eingepfercht. Da ging es im Frühjahr 1945 wirklich zu wie in einem Ameisenhaufen. Im Waschraum waren 2 Fontänen mit Waschelegenheit für 8 Mann, an der Wand 7 Waschbecken zum Reinigen des Esgeschürs, zugleich auch für die Leibwäsche bestimmt. Im Abort waren 8 Trichter und 8 Pissoire, jeweils ohne Zwischenwände. Dies war wie vieles andre im Lager bewusst so eingerichtet, um jedes Schamgefühl absichtlich zu erschlagen. Meist war wenig Wasser vorhanden, so dass die Trichter nicht gereinigt werden konnten und einen unerträglichen Gestank verbreiteten. Nur am frühen Morgen und späten Abend war Wasserspülung möglich. All dies blieb eine grosse Qual für einen Menschen, der an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt war. Noch konzentrierter lebten jene 10.000 russischen Kriegsgefangenen, die in den 3 ungeraden Blocks 25, 27 und 29 uns gegenüber eingeschlossen waren. Etwa ein halbes Jahr blieben sie dort. Mitten in der Lagerstrasse war eine Sperre mit Stacheldraht errichtet, durch welche nur die eigens aufgestellten Stuben- und Blockältesten kommunistischer Weltanschauung Zutritt hatten. Mit diesem Transport waren auch 120 politische Kommisarsare eingeliefert worden, vergleichbar den kath. und ev. Heerespfarrern, die die Truppen im kommunistischen Geiste zu betreuen hatten. Schon bald wurde erzählt, dass sie in Dachau erschossen wurden. Ähnli-



liches hörte man von den andern Gefangenen. Das Sonderlager wurde nämlich bald wieder aufgelöst und die Gefangenen abtransportiert. Kurze Zeit hernach trafen 10.000 Uniformen von der bekannten armen russischen Art in Dachau ein, zum Teil mit Blut befleckt. Auf Grund der nervenaufregenden Erlebnisse und auf Grund so vieler Unheilsbotschaften von Neuzugängen oder vom Londoner Rundfunk ist es wohlbegreiflich, wenn man so manchmal den Ausruf hörte: "Man schämt sich sich, ein Deutscher zu sein." Begreiflich auch, wenn die Bolschewisten die Rechnung quittierten und die deutschen Kriegsgefangenen nach dem nämlichen System dezimierten und kein Interesse hatten, alle deutschen Kriegsgefangenen lebend in die Heimat zurückkehren zu lassen. Sie waren Gottlose. Die SS-Söldlinge aber wollten die Besten des Volkes, die Edelinges der germanischen Rasse sein. Was ein Kamerad mir einmal in Dachau sagte, besteht zu recht: Die Symbole des III. Reiches sind erschütternde Zeichen seiner brutalen Macht und teuflischen Wirksamkeit, Unheil kündend für Feinde wie Freunde. Das rote Banner deutet hin auf den höllischen Hass seiner Vertreter und auf Blut und Mord. "Der Deutsche muss hassen können!" so lautete die Parole, wie heute noch in der Ostzone. Wo seine Kolonnen marschierten, ist der Weg gezeichnet von Blut und Tränen. Das schwarze Rad weist hin auf die Verheerungen so vieler Länder, Städte und Dörfer, weist hin auch auf den rücksichtslosen Einsatzwillen, mit dem die Söhne des eigenen Volkes "auf dem Altar des Vaterlandes" (Ergänze: dem Götzen wahnsinnigen Ehrgeizes und Hochmutes) geopfert wurden. Ein Maschinengewehr oder gar ein Panzer standen im Werte höher als ein Dutzend Soldaten. Wie sagte doch Hitler einmal: "Der Einsatz und das Blutopfer an Divisionen der lebenskräftigen Jahrgänge wird sich bezahlt machen und der Verlust wird bald ersetzt sein. Der Totenkopf der SS-Kleidung kennzeichnet ihr Vernichtungswerk, ähnlich dem Hakenkreuz. "Was im Fallen ist - gemeint die Kirche und der christliche Glaube - dem soll man noch einen Fusstritt geben!" so sprach ein Parteiführer. Gott verlieh aber seiner Kirche den Endsieg, nicht den Mörderbanden. Auf Grund amtlicher Feststellungen gab es in Deutschland 100 KZs (NB! Fechenbach am Main galt als Aussenlager von Dachau) Ja, man kann mit Recht sagen: Ganz Deutschland war ein einziges KZ, in dem keine Stadt, kein Dorf ohne nationalsozialistische Gewaltat und Geistesknechtung war. Aber jeder Boden eine KZs erlebte diese Teufelsmacht der Bosheit und Brutalität in konzentriertester Form. Jeder Fleck schaute Dutzende von Gemeinheiten, Verdemütigungen und Verbrechen gegen die Menschenwürde.

#### Wie vom Teufel besessen.

Ein Erlebnis hat sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingepägt: die Trennung der polnischen Priester und =kandidaten vom Block 26, ihre unmenschliche Konzentrierung auf Block 28 und 30 und ihre von da an verschärfte Behandlung. Mitten in die Morgenstille des 19. September 1941 ertönten plötzlich die schrill gellenden Schreie von 3-4 Blockführern, darunter des Leiters des Arbeitseinsatzes Welters. Für mich war das Geschrei so höllisch, dass ich mit dem Schlimmsten rechnete. Zum mindesten glaubte ich, annehmen zu müssen, dass jeder zehnte Mann erschossen wird. Was war die Ursache dieser nervenaufpeitschenden Szene? Zwei Gründe wurden unter den Häftlingen genannt: In den Mänteln einiger polnischer Priester habe man Goldstücke eingenäht gefunden; am Londoner Rundfunk sei ein Bericht über das Lager gekommen, der von polnischen Priestern hergestammt habe. Jetzt erst nach 23 Jahren habe ich den wahren Grund aus dem Munde des Münchner Weihbischofs Neuhäussler, unsres Leidensgenossen, erfahren: Die polnischen Priester sollten ihr Volkstum verleugnen und die deutsche Staatsangehörigkeit annehmen. Das lehnten sie alle ohne eine einzige Ausnahme ab. Darob die Wut! Für uns deutsche Geistliche ging die Angelegenheit glimpflich, ja, günstig aus. Wir hatten von da an bis zum Frühjahr 1942 auf unsern Stuben eine einigermaßen erträgliche Belegschaft von 100 bis 110 Mann. Aber unsre armen polnischen Mitbrüder! Sie waren lange Zeit oft täglich den schlimmsten Schikanen

ausgesetzt: Strafoxerzieren, Schneeschaufeln, harte Arbeit; dann die fürchterliche Enge in den Blocks. Obendrein kam Mitte November bei 8 Grad Kälte noch einmal ein Transport von mehreren Hundert neu inhaftierter polnischer Geistlicher. Das Bild dieses Zuges zum Teil sehr behäbiger Mitbrüder war steinerweichend, ja himmelschreiend, für einen Fastnachtszug geeignet und doch gleichzeitig empörend. Viele von ihnen erhielten keine Strümpfe, keine Mützen, konnten die engen Drillichhosen nicht zuknöpfen, in den Pantinen nicht normal laufen. Alle froren bei dem kalten Schneegestöber entsetzlich. Kein Wunder, wenn bis zum neuen Jahr ein Grossteil an Kälte und Hunger gestorben war. Die ältere Generation der polnischen Mitbrüder ab 60 Jahren ging mit ganz wenigen Ausnahmen an Erschöpfung und Hunger zugrunde. Und was waren da geistig hochstehende und abgeklärte Menschen darunter, u.a. Weihbischof Coshal, der an Typhus dahinstarb. Die beiden Brüder Brabutzki hatten 1914-18 als Offiziere dem deutschen Vaterland gedient. Der eine von ihnen beklagte sich einmal bitter bei mir über die unmenschliche Behandlung. Von den älteren polnischen Priestern, die anfangs wegen ihres Alters auf Stube 4 mit einigen aus uns zusammen waren, sah ich gegen Ende nur noch einen 67jährigen Mitbruder, der ständig von Ekzemen als Folge von Unterernährung geplagt war. Aus den jüngeren polnischen Priestern wurde ein Baubrapp ausgewählt, umgeschult und als Maurer eingesetzt. Da sie Brotzeit bekamen, war ihr Los erträglicher. Dass die Polen die hl. Messe entbehren mussten, war für viele das grösste Leid. Doch begann bald eine Art Arkandisziplin. Die eucharistischen Gestalten wanderten vielfach in Zeitungspapier in die Hände polnischer Mitbrüder. Durch die Lockerung der Lagerdisziplin, die mancherlei Ursachen hatte, war es ihnen zuletzt möglich, in ihren Stuben am Sonntag die Eucharistie zu feiern. Offiziell aber wurde ihnen die Messfeier bis zum Ende nicht mehr gestattet. Ein polnischer Kaplan sagte mir mehrmals: "Ich habe heute wieder gehört: Wir werden am Schluss alle "umgelegt". Ich erwiderte: "Sei getrost! Das geschieht nicht! Euer Klerus hat durch diesen Wahnsinnskrieg einen so hohen Blutzoll leisten müssen, dass der Herrgott es nicht zulassen wird, dass er ganz untergeht. Gewiss ist es der Wille der Machthaber, das Lager zu "liquidieren". Aber ich bin der festen Überzeugung, dass sie am Schluss nicht mehr die Möglichkeit dazu haben werden. Es fehlt ihnen an Flugzeugen und Zeit.

#### Der Hungersommer 1942.

Doch zurück zu unserm eigenen Schicksal! Nach dem Auszug der Polen ging es auf Block 26 erträglicher zu. Freilich darf sich niemand das damalige Barackenleben als eine Art Erholungsheim vorstellen. Dafür sorgten die Blockführer, das meist kommunistische Blockpersonal und der Hunger. Da die Kozi als alte Lagerhasen die untere Regie im La Lager errungen hatten und schon aus Gründen der Weltanschauung zu meist willige Werkzeuge der SS waren, erhielten wir jene Esskübel, die mit der dünnen Suppe des oberen Teils des Kochkessels gefüllt waren, während der untere "condensierte Teil anderen Blocks zukam. Die Hoffnung auf eine Entlassung war für die allermeisten so viel wie aussichtslos. Es musste einer schon einflussreiche Leute und Freunde an der Hand haben, um entlassen zu werden. Oder er musste ein solches Wickelkind sein wie unser lieber Mitbruder Weigand, der ein unglaublich einfältiges Vertrauen auf den Führer hatte und seine Gedanken auch noch unter seinen Kameraden zum Besten gab, so dass das Reichssicherheitsamt ihn tatsächlich an Weihnachten 1942 in die Freiheit entliess. Es war sicher seine Lebensrettung. Er wäre sonst in seinem fortgeschrittenen Alter beim Einsatz auf der Plantage dem nämlichen Schicksal anheimgefallen wie unser anderer Landsmann Hefner von Oberschwarzach. Kaplan Lehmann von der Diözese Breslau, der Tischgenosse von Weigand war, kam nach dessen Entlassung zu mir und sagte: "Du, Dümig, Du bist doch von der Diözese Würzburg. Der Weigand ist doch ein regelrechter Nazi gewesen; anders kann man nicht sagen." Meine Antwort lautete: "Weigand ist ein grosses Wickelkind gewesen, der infolge der zermürbenden Haft kein normales Urteil mehr über Führer, Partei und Staat

hatte. In der Frage der Entlassung ist in diesem Zusammenhang das Schicksal eines Landsmannes von Interesse. H. M. aus Faulbach, etwa 3 Jahre älter als ich, ein roher Bursche, der einmal äusserte, er sei mit allen Wassern gewaschen bloss nicht mit Weihwasser, war als Mitglied der KPD 4 Jahre im KZ Buschenwald gefangengesetzt. Weil sein jüngerer Bruder der SS beitrug, wurde H. aus der Haft entlassen. Bei meiner Rückkehr aus Dachau berichteten mir meine Angehörigen, dieser rohe Geselle sei nach seiner Entlassung aus dem KZ so zermürbt und seelisch erledigt gewesen, dass er ein Vierteljahr lang niemand ins Gesicht schauen konnte.

Was monatelang angekündigt und besprochen worden war, wurde Ende April 1942 Wirklichkeit: der volle Einsatz des Pfarrerblocks 26 in Arbeit, der Einsatz der "alten Semester" im Strumpfstopfkommando, und der jüngeren bis gegen 60 Jahre auf der sog. Plantage, wozu neben der Bewirtschaftung eines grossen Moorgebietes von 240 Morgen der Erockenboden, die Pfeffermühle mit Produktion deutschen Pfeffers zwecks Autonomie des III. Reiches von ausländischen Märkten und die Gewächshäuser gehörten mit Züchtungsversuchen aller Art. Einzelne kamen durch Freunde auch in anderen Kommandos unter. Dieser Sommer 1942 wurde für die damals rund 250 deutschen und österreichischen Priester zur härtesten und verlustreichsten Periode ihrer Lagerzeit. Zunächst gab es für diese beiden Kommandos keine Brotzeit, sodass die Entkräftung, die infolge der bisherigen verhältnismässig geringen Beanspruchung in unserm abgesperrten Block hintangehalten wurde, in wenigen Wochen zur vollen Erschöpfung führte. Denn die abgebrauchten Drillichanzüge samt den Kinderhemden, die kaum über den Nabel reichten und kein Gegengewicht boten gegen die stets kalte Luftströmung der schwäbisch-bayerischen Hochebene mit einer Meereshöhe von 600 m. Vom 25. April bis 25. Oktober wurden keine Strümpfe ausgegeben! Auch mussten wir immer noch monatelang mit den berüchtigtsten Holzpantinen Vorlieb nehmen.

Mein erster Einsatz erfolgte in einer Gruppe von etwa 12 Mann unter Capo Rogler, einem verbitterten SPD-Mann aus dem Sudetengau, der damals samt seinem Gesinnungsgenossen Capo Rasch zu den bekannten Schlägercapos gehörte. Später als das "glorreiche" Ende deutlicher sichtbar wurde, wandelte er sich gewaltig. Damals freilich war er ein williges Werkzeug unserer Quäler, der unter gemeinen Ausdrücken und brutalen Schlägen ein Schreckensregiment führte. Wir sollten an den beiden ersten Tagen den Rasen einer Wiese abheben und abfahren und so den Untergrund für ein Gemeinschaftshaus der SS vorbereiten, also "Kommando Erdbewegung". Um 8 Uhr begannen wir diese Arbeit. Nach einer Stunde Arbeit mit der Schaufel (Schippe) waren wir alle so erschöpft, dass uns nur die drohende wilde Gebärde Roglers und seine hässlichen Flüche etwas antreiben konnten. In meiner kindlichen Auffassung wagte ich es, ihn im ruhigen Ton anzusprechen: "Herr Capo, ich hatte eine harte Jugend mit viel Arbeit und habe unter meinem Stiefvater schwere körperliche Arbeit verrichten müssen; aber hier hat man ja doch nichts im Leib." Da hättet ihr sehen sollen: Wie ein Saten sprang er auf mich zu und schrie: "Ich geb Dir gleich eine Hostie ins Maul, dass Dir Hören und Sehen vergeht; dann hast du ein Andenken!" *Diēs/vāt/dānāis/vēin/ēstēet/vād/yēstēet/vēstēet/* Geschlagen hat er mich allerdings nicht; ich hatte ja keinen Befehl verweigert. Dies war mein erster und letzter Versuch damals, einen Capo mit Vernunftgründen zur Menschlichkeit zu bewegen. Gott sei Dank wurden wir schon am 2. Tag der grossen Masder Pflanzler und Unkrautjäter zugeteilt; denn ein Verbleiben im Anfangskommando hätte uns sehr bald den Ruin gebracht. Freilich wurde der gesundheitliche Zusammenbruch auch im neuen Kommando nur eine Frage der Zeit. Von Ende April bis Ende August war unsere Tätigkeit fast ausschliesslich das Unkrautjäten auf den Knien morgens und nachmittags bei jeder Witterung und ohne ein Instrument, so dass unsere Fingernägel, die ohnehin durch den Nahrungsmangel dünner wurden, nicht mehr manikürt werden brauchten. Zum Mittagessen rückten wir ein ins Lager.

Die beiden schlimmsten Tage, die wir erlebten, waren das Herz-Jesu-Fest und Fronleichnam. Es waren Tage mit gewittrigen Regenschauern.

Wir jäteten wie immer knieend oder tiefgebeugt das Unkraut. Ein Regenschauer nach dem andern ging über uns hinweg. Not macht erfinderisch. Ich zupfte längere Hederichstengel zusammen und hielt sie über Kopf und Rücken, mochte der rechte Arm auch ganz nass werden. So konnte ich einige Zeit meine Kleider einigermaßen trocken erhalten. Aber die Wachtposten konnten von den Holztürmen der Plantage aus alles beobachten und hätten die Capos zur Rechenschaft gezogen, wenn sie nicht eingegriffen hätten. Bald kam aus weiter Entfernung der polnische Hilfscapo Kubitzka, ein grobschrötiger aber im ganzen gutmütiger Mann, der später zur Wehrmacht entlassen wurde, eilend auf mich zu und schrie: "Dümig, was machst Du da für einen Zirkus! und riss mir das Bündel vom Kopf. Ich gab aber nicht auf. Der Gesundheit halber war ich bereit, auch Schläge und Fusstritte hinzunehmen. Es dauerte jedoch kaum eine Viertelstunde, bis Kubitzka wieder anrannte und mich mit Ohrfeigen und Schimpfreden bedachte. Erst wenn wir durchnässt waren und die Arbeit wegen des schmierigen Erdbodens unmöglich geworden war, durften wir einrücken. Aber niemand konnte auf unsern Block. Wir mussten in leeren Sruben zu je 180 Mann, einer neben den andern dicht beieinander stumpfsinnig auf dem Boden sitzen und unsre Kleider mussten an eigenen Leibe trocknen, da wir keine zweite Garnitur zum Wechseln besaßen. Keiner durfte einen Rosenkranz, einen Fetzen Papier oder auch eine Nadel mit Faden bei sich haben. Und welche gehässige und böartige Menschen sassen neben uns, die sich und anderen das Leben noch saurer machten, als es an sich schon war.

In der Hungerzeit konnten wir mehrere Wochen lang aus der Kantine Meeresmuscheln kaufen, in der Woche ein bis zweimal. Die SS hatte sie als Delikatessen kommen lassen, aber bei ihrem Anblick war wohl den meisten der Appetit vergangen und so wurden sie den Häftlingen gegen teures Geld überlassen. Wie schon früher besonders die Juden, die zu meiner Zeit nur noch in wenigen Exemplaren zu sehen waren, die Waren aus der Kantine mit 10 und 20fachen Preis bezahlen und so die Feste der SS finanzieren mussten, so wurden diese Praktiken auch jetzt weitergeführt. "Hunger treib Bratwürste hinein", sagt der Volksmund. Es hat bei manchen Mithäftlingen nicht nur die wenig appetitlichen Meerestiere hineingetrieben, sondern auch ihr Beiwerk, den Meerestang. Kaum hatte ich ein paar Bissen genommen, als ich sofort den Nährwert ihres Eiweissgehaltes im Magen verspürte. Ich bin überzeugt: Hätten wir jede Woche auch nur einmal diese kleine Portion von einem Viertel-liter Meeresmuscheln kaufen können, dann wären unsre Kameraden zumeist noch am Leben. Statt dessen aber gab es im Massen ganz sauer eingemachte rote Rüben und später sogar grüne Tomaten, die für viele den Untergang bedeuteten; denn in ihrem unbeherrschten Hunger verschlangen manche gleich 3 (und Theo Brase gleich 4) Portionen. Die grosse Menge Säure im Magen ohne Fettzufuhr reizte die Darmwände und führte zum Durchfall. Als Dr. Wenz, der Jugendseelsorger von Meissen, aus dem Krankenrevier zurückkam, wo er kurze Zeit wegen Diarrhoe lag, sagte er zu uns: "Mein Gott! Was ist das doch in Dachau ein jammervolles Sterben!" Kaum 3 Tage darauf brachte ihm ein Rückfall den gleichen Tod. Wie armselig war das Ende des robusten Franziskanerpaters Petrus Mangold, der einige Jahre in Miltenberg Guardian gewesen war! Bei seiner angeborenen Energie wollte er wegen der drohenden Invalidentransporte keinesfalls ins Revier gehen. Deshalb hielt er sich bis zu seinem letzten Lebenstag im unserm Block auf, bis er nicht mehr stehen konnte.

Ich selbst war durch meinen empfindsamen Magen bestimmt geschützt. Freilich versuchte ich wie jeder andre ebenfalls mein Glück mit einer Portion roter Rüben. Nach einem halben Becher hatte mein Magen genug. Bald stellte sich Unwohlsein ein und gegen Abend Erbrechen. Zwar hatte ich dann noch einen etwas benommenen Kopf; aber das karge Abendessen schmeckte mir wieder. Einmal fand ich zwei kleine Kartoffeln, jedoch war nirgends Gelegenheit, sie zu kochen oder zu braten. Ich wagte, die kleinere langsam und gut kauend zu essen. Erfolg: 3 Stunden wälzte ich mich unter heftigen Schmerzen auf der Plantage. Der Men-

schenmagen ist halt doch kein Schweinemagen. Ein letztes Mal liess ich mich zum Kauf einer Portion roter Rüben verleiten. Ich vermochte aber kaum ein Viertel davon hinunterzuwürgen. Diesmal war die Reaktion meines Magens noch drastischer: Nach kurzer Zeit schon ein Durchbruch nach unten und nach oben. Am Abend war auch diesmal die Hauptsache vorbei. Nach diesem zweiten Versuch nahm ich mir vor, nie mehr etwas Sauerer oder Ungekochtes wie Melde, Quecke oder Gurke zu genießen, auch nicht in der Gefahr des Verhungerns. Pater Eise von Schönstatt, schwer herzleidend, spürte bei seiner Körpergrösse den Hunger doppelt, glaubte unbedingt die Gelegenheit nutzen zu müssen, zusätzlich Nahrung zu kaufen. Die Rüben brachten ihm Durchfall und Tod. Und was war das ein durchgeistigter Mann!

Die Arbeit auf der Plantage war an sich zumeist nicht schwer, aber wir sollten ständig in Bewegung sein. Der Hunger, schlechte Witterung, das ständige Knien und Sitzen auf dem Erdboden infolge von Müdigkeit und Schwäche, alles half zusammen, die Widerstandsfähigkeit zu vermindern. Einer nach dem andern machte schlapp und musste wegen Durchfall oder Erschöpfung ins Revier gebracht werden. Kaum etwas erholt gings ohne Schonzeit wieder ins Kommando. Leon Olschewski, ein Pfarrer von Ostpreussen, der in jenem Gebiet den grössten kirchlichen Grundbesitz zu verwalten hatte, brachte es bei seinem Draufgängertum einfach nicht fertig, seine Arbeitswut zu zähmen. Kaum aus dem Revier entlassen, ging er mit gleichem Ungestüm an die Arbeit wie vorher, um zu vergessen und nichtsdenken zu müssen. Ich sagte zu ihm: "Wenn Du so weiterfährst, bist Du in 8 Tagen eine Leiche." Es hat keine 8 Tage mehr gedauert. Weil mein Magen an einfache Kost von Jugend auf gewöhnt war, hatte mein Körper auch in der schlimmsten Zeit immer noch das Schneidergewicht von 99 Pfund, während andre mit einem Normalgewicht von 150 und 200 Pfund nur noch 85 - 90 Pfund wogen. Welche Bilder von ehemals gutgenährten Universitätsprofessoren beim Baden zu sehen waren, ist nicht zu beschreiben.

#### Auf der Suche nach Hilfsmitteln.

Der kalte Luftzug auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene liess uns auf Abhilfe sinnen. Obwohl es streng verboten war, suchten wir uns dadurch zu schützen, dass wir unter unsre dünnen Kinderhemden Zeitungen einschoben. Da tauchten im Juli ganz minderwertige Putztücher in der Kantine auf. Mein erster Gedanke war: Sofort werden 5 Stück gekauft, 2 für die Brust zusammengeheftet, 2 für den Rücken und als Träger je ein halbes. Einer nach dem andern ahmte mein Beispiel nach. Einige Wochen ging die Sache gut. Aber eines Tages wurden mehr als 200 Mann auf ein Gut unweit der Stadt Dachau abkommandiert, von dem erzählt wurde, die SS habe es von Kardinal Faulhaber gestohlen, bzw. "organisiert". Auch hier sollten wir Unkraut jäten. Es handelte sich um jenes Feld, in dessen Furche ein Dachauer Schulmädchen an Fronleichenam konsekrierte Hostien, in Papier eingewickelt, warf, die die Priesterhäftlinge ehrfürchtig aufnahmen und einander die hl. Kommunion reichten. Die Aussicht führte diesmal wieder ein sudetendeutsche Sozi, aus demselben Holz geschnitzt wie die oben genannten Capos Rasch und Rogler. Ständig ging er auf und ab, um unter schimpfen und Fluchen die Arbeitssklaven anzutreiben. Plötzlich sties er ganz tierische Laute aus und gebärdete sich wie ein Teufel aus der Hölle. Obwohl der Capo eine hübsche Strecke von mir entfernt stand, war mir die Sachlage sofort klar; ich hatte ja selbst beim Ausmarsch Lappenspitzen und Zeitungen bei einigen unvorsichtigen Kameraden gesehen hervorlugen. Eins, zwei, drei! - und mein Brust- und Rückenpanzer lagen am Boden. Wie ich taten auch die anderen. Der wütende Capo konnte nur die ersten, die er erwischte, mit einer Meldung bestrafen, nachdem er sie mit Händen und Füssen traktiert hatte. Unter ständigem Fluchen und Toben trug er mindestens 3 Arme voll Lappen und Zeitungsreste vom Kampffeld in einen Schuppen. Bei dieser widerwärtigen Szene stiegen in mir die gleichen Gefühle und die Versuchung zum Lachen auf wie bei meinem Empfang. Meinem lieben Landsmann Pfarrer Eisenmann schein jedoch dieses Erlebnis mehr auf die Nerven

gegangen zu sein; denn er hat nie mehr einen Lappen oder eine Zeitung zu Hilfe genommen, freilich zu seinem Nachteil. Denn kurz darnach lag er "auf der Nase", d.h. an Erkältung im Revier. Kaum war ich selbst nach dieser Affaire auf unsern Block zurückgekehrt, da schrieb ich als erstes wieder einen Bestellschein für 5 Lappen. Für die Erhaltung der Gesundheit glaubte ich, etwas wagen zu dürfen.

Es gab in dieser Hungerzeit nur einige wenige Mitbrüder, die entweder in einem andren Kommando etwas "organisieren konnten oder die von Landsleuten - auch Kommunisten - etwas zugesteckt erhielten und sich so über Wasser halten konnten. Alle anderen magerten zu Skeletten ab. Jeder schaute nach Hilfe aus. Jede Woche erhielten wir gegen teure Bezahlung 4 Päckchen jugoslawischen Tabaks, später Mahorka aus der Ukraine, ab 1943 keinen Tabak mehr. Als Nichtraucher versuchte ich lange ein Tauschgeschäft zu machen; die Absperrung der Blocks hatte sich gelockert. Aber erst Ende August fand sich durch Vermittlung von Pater Pies SJ ein Kunde, ein sieben mal vorbestrafter Mann mittleren Alters. Da er von zu Hause kein Geld geschickt bekam und ein leidenschaftlicher Raucher (Zigarettenbub) war, stimmte er zu, gegen 5 Päckchen Tabak einmal in der Woche unter grosser Gefahr eine Brotzeit ins Lager zu schmuggeln, bestehend aus einer Schnitte Brot und einem Stückchen unter seiner Fusssohle ganz zerquetschten Wurst. Die erste Brotzeit nahm ich selbst und hatte an diesem Abend kein Magenweh, so dass ich sofort einschlafen konnte. Die zweite gab ich an Eisenmann, der aus dem Krankenrevier kam und noch ganz erschöpft wieder zur Arbeit antreten musste. Die Monate Juni bis September waren die Zeit des grossen Sterbens auf Block 26. Eine Todesnachricht jagte die andere. Von 255 Mitbrüdern starben in diesem Jahr 55. Der Prozentsatz bei den polnischen Priestern und Ordensleuten war noch wesentlich höher. Mit Einschluss des Priester- und Ordensnachwuchses betrug bei ihnen die Zahl der Opfer 800 für das Jahr 1942.

Am Rand des Grabes.

In steter Erinnerung bleibt mir das Muttergottesfest Maria Himmelfahrt 1942, an dem wir früh und nachmittags bei herrlichen Wetter aber grösstem Hunger im Magen in einem wunderschönen Gladiolenfeld auf den Knien Unkraut jäteten, ein Tag tröstlicher Hoffnung auf eine bessere Welt, wenn wir unsrer himmlischen Mutter und ihrem Sohne auf ihren Leidenswegen folgen würden. Noch eine andre Erinnerung aus jenen Tagen grosser Drangsal! Es herrschte schon mehrere Tage leichtes Regenwetter, was ebenfalss mithalf, unsre Gesundheit zu schwächen. Da wir auf die Messfeier nicht verzichten wollten, mussten wir im Sommer bereits um 1/2 4 Uhr früh aufstehen, eine Stunde früher als die andern. Bis abends 8 Uhr waren wir ständig auf den Bainen. Dazu kam der nagende Hunger. Das musste die Gesundheit angreifen. Da geschah es, dass es mich eines Morgens nach der Wandlung heiss überlief. Ich überlegte, ob ich nicht hinausgehen sollte. Aber ich blieb und empfing das Brot des Lebens. Auf dem Rückweg vom Kommunionempfang fiel ich bewusstlos in die Arme meines Mitbruders Fritz Seitz von der Pfalz, der mich hinausschleppte, wo ich an frischer Luft wieder zu mir kam. Alle Versuche, an diesem Morgen nicht ausrücken zu müssen, schlugen fehl. Der diensthabende SS-Mann jagte mich und fast alle anderen 20 ähnlichen Kandidaten mit einem drohenden "Hau ab, Mensch!" davon. Mit Dankbarkeit gegen Gott vermerke ich, dass trotz des weiter andauernden Regenwetters an diesem wie am folgenden Tag nichts weiter geschah. Eine Schwäche im ganzen Körper besonders im Kopf spürte ich allerdings noch viele Tage. Unser Stubenältester Fritz, dem meine Lebendigkeit und frohgemute Art scheinbar zusagte, hatte wegen des Kosttragens, das wir jetzt nur noch für unsern Block leisten mussten, ein Dinsehen und sagte zu mir: "Ich weiss ja, dass Du zur Zeit übel dran bist; aber geh zu der Küche wenigstens hinten mit! Wenns halt sein muss, greif zu; wenns weniger Kübel sind, bist Du frei." Dieses Verhalten des Kommunisten tat mir seelisch wohl. Ich kann darum jenem Urteil nicht beipflichten, Fritz sei am Tode einiger Mitbrüder schuldig geworden. Ich erinnere mich noch, dass der Gang zur Küche allein schon grösste Energie kostete.

Weiteres von unserem Stubenältesten Fritz.

Später brachte ich einmal unseren Stubenältesten in heftigen Zorn. Wir bauten unsere Betten in 2 Abteilungen, damit dieses überaus wichtige Geschäft reibungslos von statten gehen sollte. Ich gehörte im 3. Stock zur ersten Gruppe. Nun verleitete mich die Müdigkeit in den Knochen, die 8 Minuten noch liegen zu bleiben, die man zum Betebauen benötigte. Es ging einige Zeit gut. Da erwischte mich Fritz und hielt mir eine Strafpredigt. Ich erwiderte: "Ich kann mein Bett von oben bauen ohne jemand zu stören." Seine Antwort: "Das geht einfach nicht. Du hast dich an die Ordnung zu halten!" Ich tat es kurze Zeit. Dann gab ich wieder der Müdigkeit nach. Er ertappte mich schon in kurzem. Auch diesmal gab ich Widerrede. Da geriet er in heftigen Zorn, warf seinen Lederschuh auf meinen nackten Buckel, als ich gerade zum Waschraum eilen wollte, und schrie dabei: "Du gottverfluchter Hammel, halt jetzt dein Maul!" Diesmal hielt die Fesslung an und Fritz trug mir nichts nach.

Ich weiss nicht mehr genau, wann Fritz zu uns kam, wahrscheinlich vor Weihnachten 1941, etwa 36 - 38 Jahre alt. Wie sagte er damals zu Uns: "Meine Herren, wir sind zwar verschiedener Weltanschauung; aber wir leiden unter der Knute eines verfluchten Systems und ich habe als Stubenältester die verdamnte Pflicht, peinliche Ordnung zu halten. Alle müssen zusammenhelfen, dass wir nicht auffallen. Nur so haben wir einigermaßen Ruhe vor unsern Peinigern." Fritz war schon 1933 ins KZ gekommen und in einem Moorlager bereits "fertiggemacht". Ein SS-Mann hatte ihn in höherem Auftrag in einem Bach unter Wasser gehalten und war davongegangen. Ein Kamerad beobachtete das Geschehen aus der Ferne und trug ihn ins Revier, so dass er gerettet wurde. Begreiflich, wenn dieser Mann die Angst im Nacken sitzen hatte und recht hart und grob sein konnte. Die Hauptschuld am Tode unserer Kameraden trägt nicht er, sondern die Henkersknechte des grossen Adolf. Wenn Fritz bisweilen gespottet hat, so nehme ich ihm das nicht übel. Ich glaube, ich wäre über die Unbeholfenheit mancher Mitbrüder an seiner Stelle in Versuchung zum Spott geraten. Wie beim "Kehraus" des Lagers erzählt wurde, hat er als Mitglied einer verschworenen Häftlingsgemeinschaft, die sich sogar Waffen aus dem SS-Depot verschafft hatte, gegen Lagerschluss als erster losgeschlagen, da er vermutete, das Lager werde in die Luft gesprengt. Dabei wurde er erschossen. Möge Gott ihm nach einer 12jährigen Haft ein gnädiger Richter gewesen sein, da auch er um der Gerechtigkeit willen Verfolgung litt.

#### Wärmende Priestergemeinschaft.

Auch in dieser härtesten Zeit unsres Lagerlebens sind uns die natürlichen und übernatürlichen Quellen der Kraft und Zuversicht nie versiecht. Zwar besaßen wir nicht die Geistesgrösse eines hl. Paulus, der an seine Christen aus dem Gefängnis schreiben konnte: "Ich bin übervoll von Freude ~~über~~ inmitten aller Trübsal!", aber die Lebensfreude und der Lebensmut waren zu keiner Zeit gebrochen. Neben dem "Hort unsres Heils" in der Eucharistie gab es täglich Nahrung für Geist und Seele für den, der Auge und Herz Gott und der Welt öffnete und in seinem Leid nicht verkrampft war. Wir schauten die Bergriesen der Alpen in der Ferne, die an Tagen mit Föhneinfluss ganz in die Nähe rückten. Auch in Dachau leuchteten die ewigen Sterne. Beide kündeten von der Allmacht Gottes und der Ohnmacht aller Erdengrössen und Erdengötzen. An manchen Tagen besonders im Herbst zeigte der regionale Abendhimmel von Dachau eine selten erlebte Farbenpracht und -vielfalt, der stärkste Kontrast zu unserm Elend. Ganz augenscheinlich besonders beim Apell war die Einwirkung dieses herrlichen Schauspiels auf die Massen der Gefangenen. Wie lindernder Balsam rührte es Geist und Herz. Bekannt ist die Tatsache, dass von überallher Maler nach Dachau kommen, um den Abendhimmel zu bewundern und neue Motive für ihre Arbeit zu finden. Für Unterhaltung und Ablenkung von den Sorgen des grauen Alltags sorgten der nie versiegende Humor so vieler "geistlichen Gefässe" und die Flüsterpropaganda, u.a. auch der Londoner Rundfunk, dessen Sendungen - so unerhört es klingt - in den letzten Jahren täglich zu er-

fahren waren. In unserem Priesterkreis brauchte keiner ein Blatt vor den Mund zu nehmen, oder die Hand davor zu halten. Radfahrer und Spitzel wie hier und da in anderen Blocks gab es bei uns nicht. Im Reden waren wir freier als unser verführtes Volk jenseits des Stacheldrahtes. Der politische Witz wirkte wie ein Ventil. Besonderen Spaas bereitete mir eine Karte von meinem Kursgenossen Karl Barthels, die den Weg durch die engen Maschen der Zensur fand. Darauf stand neben den brüderlichen Grüßen das Schlusswort: "Auf Wiedersehn drinnen oder draussen!" Der berühmte Choralsänger Schwake, der in den 30er Jahren durch die deutschen Gaue zog und das Volk für die alten Weisen des Chorals zu begeistern verstand, wurde in Dachau unser Leidensgefährte. Die alles überwindende Kraft unsres Glaubens, von der wir lebten, zeichnete er in seinem Dachauer Gedicht in zarter Weise: "Ich schau die vielen Blümelein. Was tut ihr hier im Lager?" Da lachen sie ganz leis und fein: "Bist da ein dummer Prager! Wir blühen und duften hier so schön und wie einst im Wundergarten, weil stets wir in die Sonne sehn und Himmelstau erwarten." Ähnlich unser österreichischer Mitbruder Leopold Arthofer, einst Gefängnisseelsorger, in seinem Gedicht "Trost": "In des Ewigen Hände ist alles geschrieben: Mein Sehnen und Lieben, Verlangen Entsagen, mein Jauchzen und Klagen, mein Anfang und Ende. Mag alles vergehen, was einst mich umworben: "ER" ist nicht gestorben, dem alles entsprossen; wie er es beschlossen, so soll es geschehn!"

#### Unvergessliche Erlebnisse.

In August 1942 kam es einige Male vor, dass ich mit etwa einem Dutzend Mitbrüdern die Blütenblätter der Färberwaid und der Koreopsis pflücken musste, deren liebliche Blüte treffend "Mädchenauge" benannt wird. Ihre Blätter dienten von altersher zur Farbenherstellung. In die Anlage der Koreopsis waren Gänge getreten, von denen aus man die Blätter zupfen konnte. Nun war eines Tages Besuch vom Hauptsturmführer Vogt angesagt und die Capos wie üblich in grosser Spannung und Nervosität. Es hagelte nur so von Flüchen und Drohungen. Kurz zuvor entdeckte ich, dass an meinem Rock ein Knopf abgerissen war, was einem Häftling eine Strafmeldung einbringen konnte. Kaum war der Spuk (Besuch) vorüber, den wir nur aus der Ferne zu Gesicht bekamen, wieder abgezogen, als ich, in die 40 cm hohe Koreopsisanlage geduckt, meinen Knopf annähte. Kaum angefangen war ich schon entdeckt und unter gelendem Geschrei prasselten die Ohrfeigen auf mich nieder. Es war der Obercapo der Plantage Gaster, ein 21jähriger österreichischer Monarchist, trotz seines schielenden Auges eine stattliche militärische Erscheinung, der täglich mit Stolz seine 1.000 bis 1200 Mann aus und einführte, der geborene Unteroffizier oder Feldwebel. Ende 1943 liess er sich zum Heeresdienst einziehen. Gegen Schluss des Monats August kam es vor, dass ich mit einigen wenigen anderen für eifriges Blumenpflücken eine halbe Brotzeit erhielt, etwas Unerhörtes!

Wei wir gerade wieder beim Essen sind und beim Hunger, noch ein Eischiebsel! Am Beginn unsrer Plantagearbeit wurde eine Gruppe von etwa 8 Mann angewiesen, in einer Anlage von schwarzen Johannisbeersträuchern das Unkraut zu jäten. Da erlebte ich erstmals, wie meine Mitbrüder u. a. Theek, Römer, Doppelfeld, Hiller, Thurmann den ganzen Morgen und Nachmittag immerzu nur von deutschen, französischen, italienischen und englischen Küchengerichten sich unterhielten. Schliesslich riss mir der Geduldfaden und ich rief: "Haltet doch endlich euer Maul! Da bekommt man doch nur noch Hunger." Aber in kurzem wurde jeder von dem allgemeinen Sog erfasst und man sprach fast nur noch vom Essen. Hierbei rief unser lieber Adam Ott von Mainz einmal aus: "Aber wart! Wenn wir hinauskommen, da wird alles nachgeholt!" Ich erwiderte spätelnd: "O weh! Ein so durchgeistigter Aszet wie du wird auf einmal lebesüchtig! Wo bleibt da die vielgepriesene Aszese?" Trotz strengen Verbotes und steter Bewachung durch die SS-Posten auf den Wachtürmen wanderte doch manche Schwarzbeere in den Mund und Magen. Der Zuckergehalt erschien mir damals so hoch, dass ich später von Arnstein aus mehrere Setzlinge aus Dachau kommen liess. Aber mit Enttäuschung stellte ich fest, dass die Dachauer Sorte genauso schmeckte wie die hiesigen. In der Hungerzeit war unser Körper, da wir allwöchentlich



nur einen Esslöffel voll Marmelade zugetilt erhielten, voller Gier nach Zucker, so dass ich in der gedörrten Quecke den Zuckergehalt verspürte wie auch in den Wacholderbeeren. In einem Naturkundebüchlein der winzigen Dachauer Bibliothek hatte ich gelesen, dass die Quecke einen hohen Zuckergehalt und andre wertvolle Stoffe enthalte, so dass man bei genügender Menge das beste Eier brauen könnte. Leider fand ich nirgends dieses bei uns zuhause so häufige Unkraut. Dagegen bot die Kantine eine Zeit lang grosse Massen von Wacholderbeeren an, wovon ich mir eine reichliche Menge Beere um Beere kauend zuführte. War die Plantage zur Zeit ihres Aufbaues, wo die Kommunisten und Juden den feuchten Grund des Dachauer Moorgebietes in Ackerland verwandeln mussten bis Ende 1942 das gefürchtetste Kommando, so wurde es ab 1943 ein relativ gemässigtes, die Zuflucht der Österreicher, Tschechen und Pfarrer. Erwähnung verdienen für diese Periode noch die Filzungen, die freilich in manchen Aussenkommandos bis zuletzt durchgeführt wurden. Sie gehören zu den aufregendsten Szenen im Lagerleben. Dass es dabei nicht ohne wüstes Geschrei und Schläge abging ist klar. Aber das war nicht das Gefürchtete, sondern die Strafmeldungen, wenn ein SS-Mann etwas Gewürz, eine Möhre oder einen Rosenkranz in der Tasche fand.

Die beiden Götzen, die unser Dasein vom Sommer 1941 bis Sommer 1943 besonders schwer machten waren der Fussboden und die Spinge. Jeden Tag mussten sie mehrmals verehrt werden. Das war mehr als preussischer Drill, das war Menschenschinderei. Dreimal am Tag wurde der Fussboden bearbeitet. Kein Häftling durfte mit seinen Pantinen die Stube betreten. Am Eingang zog er sie aus und ging im Sommer barfuss, im Winter in Strümpfen in die Stube; die Pantinen verwahrte er in einem Regal. Täglich waren wir mit Staubfegen, Geschirr- und Spindeputzen geplagt. Und welche Szenen erlebten wir manchmal! Als die Arbeitskommandos zum Mittagessen einrückten, die alten Mitbrüder vom Strumpfstopfkommando, die anderen von der Plantage, da waren einmal aus den Spinden alle Dinge herausgeworfen und der Stubenälteste empfing uns mit hysterischem Geschrei, weil er bei einigen am Geschirr u und an den Spinden Flecken gefunden hatte. Es wurde in höchster Eile geputzt und eingereicht, dann der Kappes, die Krautsuppe" ausgegeben und in gewitterschwülen Stimmung ninuntergewürgt, das Geschirr gereinigt und dann eiligst zum Mittagsapell angetreten, alles in Müdigkeit kaum etwas gedämpftem Hunger und Mattigkeit. Zeitweise erfolgte Krätzekontrolle - später Läusekontrolle - bis zu dreimal am Tag, wobei jeder splitternackt dastand und auch die Schamteile genau inspiziert wurden. Jahrelang war man nie allein, selbst nicht auf dem Abort, dessen 8 Becken dauernd beansprucht wurden. Wegen einzelner Vorkommnisse auch auf unserm Priesterblock behaupteten die Kommunisten, Primitive Verhältnisse machten primitive Menschen. In einer Ansprache widerlegte Pater Pies S.J. diesen Satz mit dem Hinweis, dass der Priesterblock gegenüber anderen Blocks gut bestehen könne. Eine grosse Wohltat war das wöchentliche Massenbad. Allmonatlich wurde in meinen ersten Jahren sogar das Körpergewicht festgestellt. Welch liebende Fürsorge! Oder besser: Welche Scheinheiligkeit! Eine grosse Anzahl von Mitbrüdern mit Krätze mussten sich im Revier einer 14 tägigen Kur unterziehen. Das wäre an sich nicht schlimm gewesen; sie hätten 14 Tage Ruhe gehabt vor Capos und Blockpersonal. Aber es war die Zeit der Invalidentransporte, wo manchmal alle Kranken einer Revierstube für den Transport in die Ewigkeit notiert wurden. Die allmählich durch Neuzugänge fürchterlich werdende Enge auf unsern Stuben der Hunger, die dauernden Schikanen von Capos, SS und Blockpersonal, die rasende Hetze, die hohe Sterbziffer und der Anblick von so viel Elend bei den Kameraden machten den Häftling zu einem gepeinigten Lasttier, das sich körperlich und seelisch mühsam dahinschleppte. Unbeschreiblich schwer wie ein Alpdruck legte es sich auf die Seele, wenn mit den Nebelschwaden des Novembers der Brandgeruch von gebratenem Menschenfleisch aus dem Krematorium uns umwehte. Da konnte nur das Psalmwort den Menschen aufrecht erhalten: "Wenn ich auch mitten in Todesschatten wandle, so fürchte ich mich nicht, weil du, o Herr bei

mir bist." Verständlich, wenn dann und wann einer aus den andern B Blocks sich erhängte oder des nachts in den elektrisch hochgeladenen Stacheldraht warf, worauf gewöhnlich mehrere Schüsse von Wachtposten durch die stille Nacht bellten. Im Verhältnis zum Gefängnis kam das jedoch seltener vor. Hier wirkte sich der auch dem Menschen angebotene Herdentrieb aus. Aus meiner harten Jugend kannte ich die Alpträume, das grausige Gefühl, von grosser Höhe herunterzustürzen. Die Examensangst als Alpdruck beim Absolutorium blieb mir erspart, da mein Notendurchschnitt 1,8 betrug und ein Durchfall unmöglich war. In den beiden ersten Jahren meiner KZ-Haft überschritten im Traum die schrecklichen Erlebnisse nicht die Bewusstseinsgrenze. Erst im 3. Jahr kam es vor, dass ich im Traum meinen Freunden ausserhalb des Stacheldrahtes von diesen Geschehnissen erzählte und mit dem Finger auf dem Mund sie bestürmte: "Aber ja nichts weitersagen!" Das Allermerkwürdigste erlebte ich 20 Jahre lang nach Dachau von Zeit zu Zeit: Ich träumte mit bitterem Gefühl, immer noch in Dachau zu sein, obwohl ich gleichzeitig wusste, dass die Amis längst einmarschiert waren. Auch forderte ich im Traum zur Revolte und zum Ausbruch aus dem Lager auf.

Bei den geschilderten Verhältnissen erreichte in dieser Lagerperiode der Lebensmut und die Stimmung ihren Tiefpunkt bei sehr vielen Kameraden, zumal sie ohne die Kraft des Gotteswortes und ohne Sakramente leben mussten. Ohne Hoffnung kann aber der Mensch nicht sein. Darum wurden die sog. Parolen von Häftlingen und bisweilen sogar von der SS erfunden und verbreitet. Jeden Tag schwirten 3 und mehr Parolen durchs Lager, an denen manche sich wie Kletten anklammerten. Jeder ohne Brotzeit, ob Laie oder Priester, musste sich klar vor Augen halten: Wenn die Zustände so weiter anhalten, ist spätestens in 2 Jahren keiner mehr am Leben. Ein österreichischer 75jähriger Mitbruder (Woess), der zum 2. Mal ins Lager eingeliefert worden war, weil er Lagererlebnisse ausgeplaudert hatte, half sich auf folgende kindische Art: Er sagte sich: In 14 Tagen werde ich entlassen. Am nächsten Tag: In 13 Tagen ... Waren die 14 Tage um, so begann er die Drehscheibe von neuem. Was der Mensch wünscht, das glaubt er gern. So wurden die lächerlichsten Dinge für bare Münze hingenommen. Ich konnte bei meiner nüchternen Art über solche Leichtgläubigkeit nur lächeln und spotten. Ich hielt den Phantasten entgegen: "Ihr glaubt dass die Russen schon vor Warschau stehen. Habt ihr eine Ahnung und Vorstellung von der Macht des III. Reiches! Beim Eintritt Amerikas in den Krieg zitierten unsere Zeitungen aus der amerikanischen Presse: Amerika hat erst in 3 Jahren aufgerüstet - und sie folgerten hochmütig: Bis dahin habe es den Anschluss verpasst. Das glaube ich nun nicht; denn Gott lässt die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Was diese Verbrecherbande aller unternimmt, wird sich die übrige Welt nicht gefallen lassen. Was ist das kleine Europa auf der Weltkugel gegenüber einem andern Kontinent! - Und noch viel winziger ist der kleine Fleck "Grossdeutschland" auf der Landkarte! Aber für uns in Dachau im Sommer 1942 ist es einfach hoffnungslos, an eine baldige Entlassung oder Befreiung zu denken. Wenn die Amis erst in 3 Jahren aufgerüstet haben, dann haben wir vor 1944 auf den Kriegsschauplätzen nichts Entscheidendes zu erwarten. Das Kriegsmaterial muss doch auch über den Atlantik geschafft und die Landung eingeübt werden. Erst 1944 wird der Endkampf beginnen. Ich hatte leider recht.

Eines Tages kam Mitbruder Lenz S.J aus Österreich zu mir und sagte: "Du Dümig, ich muss Dir heute einmal ernst ins Gewissen reden. Du raubst den Menschen die Hoffnung!" Im Gedanken an die Debatten der letzten Tage erwiderte ich: "Wenn akademisch gebildete Menschen solchen Schwefel glauben, wie er in manchen Parolen steckt, dann raube ich ihnen die Hoffnung. Über offenkundige Albernheiten kann ich nur spotten. Und wenn Priester nicht mehr ihr Heil in Gott sehen, dann erst recht!" Lange redete er auf mich ein, bis ich schliesslich erklärte: "Meinetwegen sollen sich manche an Strohhalmen klammern, ich tue es nicht; aber ich will künftig schweigen." Im März 1945 wollte mein langjähriger Tisch- und Spindgenosse Hans Rindermann den Spiess

umdrehen und mich als Schwarzseher verschreien. "Na, Hermann, begann er, Du bleibst doch noch ein halbes Jahr in Dachau, Du Schwarzseher!" Ich erwiderte: "Die Wahrheit lautet ganz anders. Ich bin kein Schwarzseher und war es nicht. Ich habe euch im Hungersommer 1942 erklärt: "So trostlos es für uns auch in der heutigen Lage ist, vor 1944 haben wir nichts Wesentliches zu erwarten. Die Entscheidung brachten die Amerikaner mit ihrer Landung im Jahre 1944. Ich hab nicht schwarz gesehen, sondern sehr real. Ihrnaber wart Wolkensegler, die ihr im Sommer oder Winter 1942 geglaubt habt, die Russen seinn schon vor Warschau."

Not lehrt beten - bisweilen auch fluchen. Not lehrt darum auch Gelübde machen zum allmächtige Notwender. Dass in Dachau von Laien und Priestern Gelöbnisse und Versprechen niedergelegt wurden, darüber ist nicht zu kriteln. Besser erschien mir die volle Gleichschaltung des Eigenwillens mit dem Willen Gottes im Sinne des Dulders Hijob: "Wenn er mich auch tötet; d.h. wenn ich durch die üble Krankheit des Aussatzeß bei lebendigem Leib verfaule, "Ich werde dennoch auf ihn hoffen." Ich habe darum weder im Gefängnis noch in Dachau auch nur ein Vaterunser um meine Freiheit gebetet. Selbstredend ahbe ich mitgebetet, wenn wir gemeinsam darum beteten. Mein Gedanke war: Wenn es Gottes Wille ist, dass ich "draufgehe", dann gehe ich drauf. Wenn es Gottes Wille ist, dass ich wieder hinausgehe, dann gehe ich hinaus, wenn ich nur deelisch durchhalte! Diese nüchterne Einstellung rechne ich mir trotzdem nicht als ein besonderes Verdienst an. Sie ist mehr Produkt meiner Naturanlage und Ergebnis meiner Eingewöhnung ins Leben während der harten Jugendjahre. Der Priesterschriftsteller Geist. Rat Josef Weigert hat das treffend dargetan und formuliert, als er 1940 auf eine Bildwidmung schrieb: "No ja, da hot mas, Dös is ätz aus eahm worn! Es wird ja jeder zu dem, Zu wos er is geborn. Die Leut, die bas# teln wohl a bisl an oan rum; Unser Herrgott gibt eam a so manchen Deu# ter - Oba koana ko aus seiner Haut. Ruhiger werd ma ja - aber nöt viel gscheider!"

#### Die Wende zum Besseren: Paketerlaubnis.

Zwei Faktoren haben hauptsächlich zusammengewirkt zu unsrer Rettung: die Paketerlaubnis und die allmähliche Umwandlung des politischen Lagers in ein Arbeitslager. Auf Grund der Verhältnisse im Hungersommer 1942 hätten wir eher unsre Erschiessung erwartet, als dass Paketerlaubnis kämme. Doch die Kriegslage war nicht rosig. Das dämpfte den Hochmut. Der Mangel an Arbeitskräften wuchs immer mehr. Man brauchte uns. So kam das klug berechnete Zugeständnis der Paketerlaubnis für alle Gefangenen. Ende August 1942 erhielt ich von meinem Schlafsaalnachbar, Pastor Horst Thurmann, aus Elberfeld eine kleine Schnitte Streuselkuchen. Seine Braut hatte das unmöglich Erscheinende durchgesetzt: Sie wurden in Dachau vor dem Standesamt getraut und er durfte 4 Wochen lang mit seiner Braut, bzw. seiner jungen Frau im Bereich des SS-Lagers spazieren gehen. Durch ihn erfuhr ich erstmals die Nachricht von der Paketerlaubnis. Aus SS-Mund gelangte sie an weitere Häftlinge und am 15. September durften wir die unerhörte Kunde unsern Angehörigen mitteilen. Meine nächste Zukunft war zwar schon gesichert: Zusammen mit dem österreichischen Kaplan Hornauer wurde ich nämlich an eine alte bereist ausrangierte Schneidemaschine beordnet und erhielt Brotzeit, so dass die Schwäche des Körpers behoben war. und wir beide den neuden gar nicht leichten Anforderungen gewachsen waren. Aber im Interesse so vieler entkräfteter Mitbrüder besonders meines Landsmannes Eisenmann griff ich noch vor der Bekanntgabe der Paketerlaubnis zu. Ich wagte es, Briefe durch Kameraden aus dem Lager schmuggeln zu lassen.: Einer ging na meine Schwägerin nach Faulbach, ein anderer an meinen Onkel Anton Schick nach Würzburg und ein dritter an die Haushälterin meines einstigen Chefs Wörner nach Hettstadt. An meine Angehörigen durfte ich nicht schreiben, da sie Postzensur hatten. Den ersten Brief besorgte der obengenannte Feinmechaniker Römer, der Flugzeugapparate kontrollierte und mit dem ihn bewachenden SS-Mann kutel-mutel machte; alle anderen mein Namensvetter Eugen Dümig aus Kirchheim, etwa im 6. Grad mit mir blutsverwandt. Dieser beaufsichtigte

als Bäckermeister bei der Heereslieferungsstelle München das Krauteintreterkommando aus Dachau. Unter den 12 Mann der Gruppe waren ein paar deutsche und polnische Priester, darunter unser Vorkäpfer Rodach, der mit seinem Mundwerk immer allen voran war. Eugen, der mich von meiner kurzen Tätigkeit als Kaplan in Kirchheim her kannte, fragte Rodach nach meinem Befinden. Dieser erzählte ihm haagenau von den grausigen Geschehnissen im Lager, besonders während dieses Sommers. Eugen, der samt seinem Bruder durch das unkluge Verhalten seines Orts Pfarrers gereizt, sich der Partei verschrieben hatte, war erschüttert und änderte seine Gesinnung. Er erbot sich, Briefe weiterzuleiten und er und sein Ältester Bruder, gleichfalls Bäckermeister in Haar bei München, lieferten mir und den Kameraden des Münchner Kommandos den ersten Nachschub. Die vielen Pakete aus Hettstadt dirigierte ich an Franz Breidenberger, einen Südtiroler, der mir dann die Hälfte davon ablieferte. Meinen Würzburger Onkel bat ich im Brief eindringlich: "Wehn Du irgendwie kannst, dann sende ein grosses Paket mit möglichst 2 Pfund Butter, 2 Pfund Zucker, ein Kilo Schinken und ein Leib Brot an Pfarrer August Eisenmann, Häftlingsnummer ..... Er braucht es ganz Dringend. Wir haben wider aller Erwarten Paketerlaubnis erhalten. Der zaudernde Eisenmann war überglücklich über das grosse Paket, das kurz darauf einlief. Er bezeichnete mich nächst seiner Kirchenpatronin St. Ursula als Lebensretter. Nebenbei: Zu Beginn der Paketerlaubnis wollte der kontrollierende SS-Mann Schwierigkeiten machen und nur ein Paket aushändigen. Tags darauf aber kam der Befehl: Alle Pakete sind aurzuhändigen, auch zwei und mehr an einen Adresaten!

Infolge des reichen Paketsegens ist das Ansehen der Pfarrer im Lager gewaltig gestiegen, selbst bei den Kommunisten. Was bedeutete auch das geprägte Lagergeld gegenüber Butter, Schinken, Eier und Wurst? Ich bin nicht genau informiert; aber ich zweifle nicht daran, dass Mitbrüder mit diesem neuen Lagergeld Zutritt zu bestimmten Kommandos und zum Krankenrevier erlangten. Es steht für mich fest, dass der Paketstrom bewirkte, dass der Gesundheitszustand der meisten Häftlinge, auch der Russen und anderer, die keine Pakete empfangen, im Jahre 1943 in Dachaufast normal war. Dankbar nahmen die andern Blocks an, was von der SS-Küche bei uns übrig blieb. Mit der Anstellung an die Schneidemaschine kam ich endgültig zum Kommando Trockenboden und arbeitete in dem Gebäude, in welchem die Gewürze und Kräuter getrocknet wurden. bis Ostern 1944. Es war gut, dass ich bei meinem Pflegevater vom 1. Volksschuljahr an bis zur 7. Klasse, ja auch die ganzen Gymnasialferien hindurch mit der Futterschneidmaschine zu tun hatte. So ging ich zuerst ans Einlegen, weil Hornauer - jetzt Missionar in Südafrika - keine Erfahrung besass. Die Maschine war massiv gebaut und hatte nur ein Messer von etwa 1 cm Dicke und mindestens 30 cm Breite, das unter übermässig lauten Krachen und Getöse auf- und niederging und das von 2 Walzen zusammengepresste Material schnitt. Wir bearbeiteten alle möglichen Kräuter, Stauden und Blätter. Was die Schulklassen in Wiesentheid, Gochsheim, Rodach vom Warthe- und Rheingau gesammelt hatten an Material, ging durch unsre Hände. Den Anfang machten wir mit Birkenblättern. Da die Blätter sehr lose lagen, musste ich mit dem Unterarm eine grosse Masse vor der Walze schon zusammenpressen, damit diese das Material überhaupt erfassen konnte. Mit der rechten Hand galt es, schnellstens die Blätter herbeizuschaffen, wozu Hornauer pausenlos mithelfen musste. Das Unangenehme bei dieser Ware war das ständige Niessen der Nase und die laufenden Tränen der Augen. Wir waren wirklich froh, als der Ballen der Birkenblätter zu Ende ging. Der Arbeitsraum war sehr niedrig und darum waren wir nach jedem Halbttag regelrecht eingestäubt, hatten aber weder eine 2. Garnitur noch einen Übermantel. Sonst blieben wir indessen ganz ungeschoren, d.h. Capo Scheider kam selten und die SS liess sich überhaupt nicht blicken. Dass der ohrenbetäubende Lärm der ausrangierten Maschine meine Taubheit vermehrte, davon bin ich überzeugt. Die Strapazen und schlechten Witterungsverhältnisse des nassen Sommers hatten meine Hörfähigkeit stark absinken lassen. Ein Gutes hatte die Sache: Der Lärm inner- und

ausserhalb des Lagers ging mir nicht so ganz auf den Nerven wie den andern, Freilich bestand andererseits die Gefahr, dass ich den üblichen Warnruf eines Kameraden beim Herannahen eines SS-Mannes überhörte, der lautete: "Achtzig!"

Allmähliche Lockerung der brutalen Härte der Disziplin.

Die Brotzeit, die jetzt in allen Kommandos gegeben wurde und der Paketschub liessen uns körperlich aufholen, verdrängte das Gefühl der Unsicherheit und fachten Hoffnung und Lebensmut wieder an. Die unmenschliche Einrichtung der sog. Strafkompagnie hörte auf einmal lautlos auf. Nur die "gefallenen Engel", d.h. die straffällig gewordenen SS-Leute wurden nach wie vor im Sonderlager neben uns nach Art einer Strafkompagnie grausam hart gedrillt. Doch bald nahte neues Unheil. Gegen Ende November entstand eine Typhusepidemie. Als Folge wurde über das Lager die Quarantäne verhängt. Zur Aufrechterhaltung des Arbeitsprozesses wurden für die Plantage nur 100 Mann ausgesucht, die das beneidenswerte Glück hatten, ausserhalb von Mauer und Stacheldraht 3 Monate in angenehmer Ruhe und Unbehelligkeit zu verbringen. Die beiden Pfaffen an der Schneidemaschine wurden natürlich durch andre Kameraden ersetzt. Bei der grossen Enge im Block war das konzentrierte Leben trotz reichen Paketsegens ein nervenstrapazierendes Opfer. Doch kam jetzt auch die Kameradschaft mehr zu Ehren. Das Leben wurde menschlicher; denn die Blockführer erschienen wegen der Gefahr der Ansteckung durch Typhus kaum mehr bei uns. Einige Geistesgrössen und lebenskundige Praktiker hielten Vorträge, u.a. Pater Kentenich und Pastor Theek, letzterer zwei Vorträge über Berlin, wo er nicht nur als ev. Pastor sondern auch in mancherlei Gremien des politischen und sozialen Lebens gewirkt hatte. Als von ihm bei der Erwähnung geschlechtlicher Exzesse die Bemerkung fiel: "Nun ja, der Mensch hat ja ein Recht auf seinen Leib", da erhob sich bei den ev. Mitbrüdern ein Sturm des Widerspruchs, sodass die kath. Geistlichen gar nicht eingreifen brauchten. Nun wussten wir, dass Theek - nach dem Zusammenbruch Bürgermeister von Ludwigslust, einer Vorstadt von Hamburg war der einzige liberale Pastor unter uns war. Er war sonst ein lieber Kamerad, der durch seine Kenntnisse und vor allem durch eine Unzahl politischer Witze viel zur Unterhaltung und Erleichterung unserer Gefangenschaft beigetragen hat. Mit dem Paketsagen kamen nun auch mancherlei Bücher auf unsern Block. Das Tragische an dieser Zeit war der Verlust einiger jüngerer Mitbrüder, u.a. starben an Typhus Pfarrer Zören und der sächsische Kaplan Andritzki, der in der Hungerzeit durch seine Akrobatik - Laufen auf den Händen - erfreut hatte.

Nach mehrmonatlicher Quarantäne waren wir alle froh, wieder auf Aussenarbeit gehen zu können. trotz der Wachtürme und Capos, die sich ja allmählich von Wölfen zu Schafen wandelten. Der entschwindende Endsieg sandte seine bei ihnen wie bei der SS seine ernüchternden und besänftigenden Strahlen voraus. Hornauer glaubte gehug Staub geschluckt zu haben und übernahm ein andres Kommando: Krankenpflege im Revier. Auf dem Trockenboden würde ich sogleich wieder an die Schneidemaschine gestellt zusammen mit Rindermann. Mein Vorgänger war ein SPD-Mann aus Nürnberg. Kaum hatten wir die Maschine in Gang gesetzt, da tat es einen scharfen Knall und die Räder standen still, weil zwei Zacken an einem Rad ausgebrochen waren. Auf meine Meldung hin erschien Capo Schneider schimpfend und tobend und sprach von Sabotage. In ruhigem Tone erklärte ich ihm den Vorgang. Er schimpfte weiter. Da wagte ich, was ich ein halbes Jahr früher nie hätte sagen können: Herr Capo, wenn wir vor der Quarantäne trotz wiederholter Bitten nie ein Öl für die Maschine erhalten haben und wahrscheinlich während der Quarantäne auch keins geliefert wurde, dann ist doch klar; wer der Saboteur ist. Da schlich der Capo lautlos davon und in ein paar Stunden war das Rad geschweisst. Als am Nachmittag Hilfscapo Pribula, ein polnischer Lehrer, vom Capo Schneider den Befehl überbrachte: Die für die Arbeit an der Maschine bestimmt waren, treten an! gab ich zur Antwort: "Ich bin der Sabotage verdächtigt worden; an diese Maschine trete ich nicht wieder!" Ohne weitere Folgen für mich wurde der edle wesentlich ältere badische Mitbruder Fränznik als Ersatz bestimmt. Ich

halte es nicht für ausgeschlossen, dass der verbitterte Nürnberger Sozialist den Schaden absichtlich verursacht hat. Er hatte seit 1937 viel Schreckliches im Lager erduldet, war mehrfach bewusstlos geschlagen worden. Dazu hatte sich sein Frau auf Drängen der Gestapo von ihm scheiden lassen. Als er zu uns kam ins Kommando war er ein ganz unverträglicher Mensch. Erst allmählich erreichten wir mit Gleichmut und Geduld, dass sich sein Wesen besserte.

#### Im Krankenrevier.

Konnte ich im Hungerjahr 1942 mich gesundheitlich über Wasser halten, so brachte mir der Herbst 1943 einen dreiwöchigen Aufenthalt im Krankenrevier. Ich hatte den Auftrag bekommen, in einem Sieb Eysop-samenfrüchte, ähnlich den ausgereiften Kleedoldendurchzuraffen, um den Samen von den Stengeln zu trennen. Das bedeutete ein dreitägige Arbeit in einer ständigen Staubwolke. Ich sass allein in nächster Nähe eines kleinen offenen Fensters, wo ich helles Licht hatte. Bald schon war mir der Staub und die Einsamkeit zuwider, sodass ich mir vornahm, die Arbeit womöglich in einem Tag zu bewältigen. Rasch geriet ich dabei in Schweiss und schon am Mittag beim Einmarsch fühlte ich mich nicht wohl. Doch dachte ich nicht daran, dass die Arbeit im kalten Luftzug die Ursache sein könnte. Am Abend hatte sich das Unwohlsein gesteigert und ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Beim Morgenapell bemühte ich mich mit einer kleinen Gruppe anderer um Aufnahme ins Revier. Aber der diensthabende SS-Mann wies mich auch diesmal barsch ab. Es gab wüste Reden und im Handumdrehen waren alle mit kaum einer Ausnahme gesundgemacht. Wer den Kopf nicht schon in der Hand trug, kam nicht an. Indessen hatte sich 1943 vieles im Lager geändert. Vitamin B, Beziehungen zu Revierpersonal, und das wertbeständige Lagergeld an Butter, Schinken und Tabak extra öffnete auch die harten Herzen weltanschaulicher Gegner und zudem hatten ja dort einige Mitbrüder Eingang gefunden. So erreichten diese, denen mein Aussehen Sorge machte, dass ich durch die Hintertüre ins Revier aufgenommen wurde. Das Merkwürdige war, dass ich 8 Tage lang kein Fieber bekam und wieder entlassen werden sollte. Aber in der 9. Nacht stand das Fenster auf und obwohl der Luftzug in 4 m Entfernung vom Fenster nur gering war, hatte ich frühmorgens 39,5 Grad Fieber. Der gutmütige polnische Pfleger verordnete mehrere Schwitzkuren. Der Schwitzkasten gehörte zum Allheilmittel im Revier. So nahm die Erkältung einen normalen Verlauf. Es war ein Glück, dass ich nicht ein Jahr früher von der Krankheit überfallen wurde zur Zeit der Invalidentransporte.

#### Weiter auf dem Trockenboden.

Seit jenem Zusammenstoss mit Capo Schneider arbeitete ich mit etwa 40 Mann, später mit mehr, im 1. Stock des eigentlichen Trockenbodens sitzend und zupfte Pfefferminze. Gegen die starke Kälte, die unsern Soldaten im Osten noch viel schlimmer mitspielte, halfen wir uns dadurch, dass wir Papierwände, aus Säcken gefertigt, einzogen. So wurde der grosse Raum allmählich bis gegen 9 Uhr überschlagen und später warm zum Schlafen, wenn auch die Luft zum Zerschneiden dick war und man ständig gegen den Schlaf zu kämpfen hatte. Einige junge Russki waren uns zugeteilt, darunter einer, dem ein altbayerischer Bauer wegen seiner Arbeitsfreude seine Tochter als Frau zugesagt hat, was als Rassenschande gewertet wurde. Eine Tages wurde ich wieder in den alten niedrigen Maschinenraum beordnet, zusammen mit einem Laien. Kurz vor ihrem Rückzug aus Bulgarien hatte die SS noch 25.000 kg Basilikum requiriert, bzw. gestohlen. Dies ist eine sehr kräftig und doch nicht unangenehm riechende scharfe Gewürzpflanze, die auch bei uns in der gemässigten Zone angepflanzt werden kann; nur reift hier wenig Samen. Das wusste die SS und darum schaffte sie diese Masse noch schnell vor dem Rückzug nach Deutschland. 1 kg dieses Samens kostete 20 RM. Da war ein respektabler Gewinn zu erhoffen. Häftlingsarbeit war ja spottbillig; ihre Gesundheit spielte keine Rolle. So wurde ich mit einem Kameraden dazu verurteilt, das im gleichen Raum kleingeschnittene Kraut durch eine einfache Bauernwindmühle zu drehen,

um den Samen von der Spreu zu trennen, die überdies Bestandteil des "deutschen Pfeffers" wurde, nachdem sie in der nahen Pfeffermühle gemahlen war. Jedermann kann sich leicht vorstellen, wie es in dem niedrigen Raum zugeht bei der doppelt massenhaften Stauberzeugung. Beide Arbeitspaare waren zu Mittag und Abend über und über mit Staub bedeckt. Fränznik suchte sich, da er herzleidend war, mit allerlei Teekuren zu helfen, die er in einfachen leichtrostenden Konservendosen herstellte. Da ging es rückwärts mit seiner Gesundheit trotz nahrhafter Pakete. Da er der idealen Auffassung war, man müsse an dem Platz, wohin man gestellt sei, seine Pflicht erfüllen, wurde sein Übel immer schlimmer. Unsere Ratschläge, doch ein anderes Kommando zu wählen, wies er ab. Als er schliesslich doch einem Kommandowechsel zustimmte, war es 5 Minuten vor 12, d. h. 3 Tage vor seinem Tod. Wie bekannt war, opferte er die Leiden seiner Haft auf für die Bekehrung seines Landmannes und Mitbruders Wittig. "Wir werden seine Rückkehr zur Kirche noch erleben", hörte ich ihn einmal äussern. Und es ist wahr geworden. Wittig kehrte vor seinem Tode in den Schoss der kath. Kirche zurück. Die ungeheure Staubmenge veranlasste mich nach Monaten, den Antrag zu stellen, entweder jeweils wöchentlich 2 andere Arbeiter aus dem 60 Mann zählenden Arbeitskommando des Trockenbodens anzustellen oder wenigstens 4 dünne Übermäntel zu beschaffen. Beides wurde abgelehnt. Darauf ging ich zum Schreiber, dem österreichischen Kaplan Burger und erklärte ihm: "Aus religiösen Gründen werde ich während der Fastenzeit im Kommando ausharren, aber nach Ostern abtreten; denn ich gehöre zu denen, die am längsten im Kommando sind, und da könnte doch wohl etwas Rücksicht und Entgegenkommen erwartet werden." Mein Abgang hatte wenigstens den Erfolg, dass nach meinem Abtritt Übermäntel gegen den Staub "organisiert" wurden.

Das längste Sonderkommando auf dem Trockenboden hatten die beiden Holländer Kaplan Theis de Veuster und der reformierte Pastor ten Hertog, die sich gut verstanden. Theis klagte des öfteren uns deutsche Priester an, wir hätten unsere Schuldigkeit im Kampf gegen den gottlosen Nazismus nicht erfüllt. Ich erwiderte: "Bei uns war überall der gleiche Gegensatz: hier politischer Leiter; hier Pfarrer; das war in jedem Dorf, in jeder Stadtpfarrei. Wir haben nicht geschwiegen, sondern hart gekämpft. Was aber die Hauptursache des Nazismus war, das habt ihr in Holland nicht erlitten: Ihr habt im ersten Weltkrieg keine Hungersnot gekannt, nach dem Krieg keine jahrelange Besatzung erlebt, keine Reparationen gezahlt, keinen Ruhreinbruch und keine Inflation erfahren und keine 8 Millionen Arbeitslose gehabt, letzteres eine Hauptquelle des Radikalismus. Urteilt gerecht! Wären bei Euch dieselben Missverhältnisse gewesen, dann wäre der Lauf der Dinge genau derselbe gewesen. In Notzeiten haben die Menschen schon immer mehr auf die Schreier des Radikalismus als auf die Stimme der Vernunft gehört." Theis liess jedoch keine Gegengründe gelten. Er behauptete nach wie vor, wir hätten in Deutschland versagt, ihr Katholizismus habe sich glänzend bewährt. Sie hätten durch Verweigerung der Losprechung in der Beichte ihre Gläubigen bei der Stange gehalten, wobei er ganz ausser Acht liess, dass in Holland doch das nationale Moment im Widerstand eine Hauptrolle spielte. Darauf antwortete ich: unter dem Schmunzeln von Pastor ten Hertog: "Wenn Euer Katholizismus wirklich so hochstehend ist und Ihr solche Kämpfer seid, dann gehört halt Ihr zur besten Rasse der Welt!" Seit dieser Debatte schwieg der Kaplan. Wenn ein polnischer Kaplan sich äusserte, alle Deutschen mit Einschluss der Pfarrer in Dachau seien alle wie die SS und ein französischer Wirt aus Metz in Lothringen die gehässigsten Gedanken und Wünsche gegen die Deutschen uns gegenüber vortrug, so fochte mich das nicht an. Ich dachte an das empörende Unrecht, das ihren Ländern von deutschen Menschen zugefügt wurde. Mit dem 27jährigen reformierten Pastor verband mich verstehende Freundschaft. Eines Tages erklärte er mir: "Die ev. Pastoren - mit den ausländischen etwa 50 an der Zahl - sind übereingekommen, auch im Lager sich in ihrem Predigeramt auf der Höhe zu erhalten und wollten darum abwechselnd jede Woche ungefähr zweimal eine Ansprache halten. Er verstehe die deutsche Sprache gut, aber wenn er eine Ansprache aufsetze, habe

er keine Garantie, ob ein bestimmter Ausdruck im Deutschen geläufig sei. Er bitte mich deshalb, alle Monat seine gefertigte Ansprache zu überprüfen. Diesen Dienst habe ich ihm gern bis zum Schluss erfüllt und ihm manchmal gesagt: Diese oder jene Redewendung ist im Deutschen nicht in Übung; aber Du kannst sie ruhig bringen, sie wird verstanden. Du könntest als Sprachschöpfer im Deutschen fungieren.

"Auch Du, mein Sohn Brutus!"

Wohl im Frühjahr oder Sommer 1943 hatte ich ein Erlebnis, das mir einen Stich ins Herz gab. Als ich beim Apell etwa 50 m vom Wachkommando entfernt stand, tauchte unter den SS-Leuten ein mir wohlbekanntes Gesicht auf aus jener Pfarrei, die mir und meinem Chef Wörner so viel Arbeit und Kampf aber auch Freude bereitet hatte. Es war mein einstiger Schüler E. K., Sohn des P. K. aus Mömbris, zur Zeit meiner Pfarrverwesung Fortbildungsschüler und HJ-Führer. Sein damaliges Benehmen zeigte deutlich eine antikirchliche Haltung. Bei diesem bitteren Erlebnis, das mich an Cäsars bekannten Ausspruch vom Jahre 44 vor Christus erinnerte, dachte ich mir: "So hast Du also zu der Rasse und Rotte gefunden, deren Gesinnung Du schon als Junge hattest." Gleich zu gleich gesellt sich gern." Da ich ihn nur ein- oder zweimal zu Gesicht bekam und er später nicht mehr auftauchte, war ich geneigt, an einen Doppelgänger zu glauben, zumal seit 1937 viele Jahre dahingeflossen waren. Als ich nach meiner Rückkehr seine Tante K.R. besuchte, eröffnete sie mir: E. sei 1942 zur SS gezwungen worden und im Krieg gefallen. Während eines Urlaubs in der Heimat habe er erzählt: Als er mich in Dachau erblickte, da habe er vor Scham gewünscht, vor mir im Erdboden zu verschwinden. Wahrheit war, dass E. K. und der Bäcker A. H. aus Strötzbach 1942 freiwillig zur SS gegangen waren. Ich erwiderte der vertrauensseligen Tante: "Gott sei Dank, dass E. diese Äusserung getan hat! Das ist mir ein sicherer Beweis, dass er in seiner gottlosen Umwelt eingesehen hat, wie richtig unser Kampf gegen das III. Reich begründet war. So dürfen wir auch das Vertrauen haben, dass er trotz seiner Irrfahrt die Prüfung vor Gott bestanden hat.

#### Gewächshaus I.

Kurz vor Ostern sprach ich beim Capo des Gewächshauses I vor. Es war ein Buchhändler aus Leipzig, Mitglied der KPD, aber ein geachteter Mann ohne die Untugenden der Durchschnittscapos, Edelkommunist. Er nahm mich ohne weiteres in sein Kommando. Von da an verrichtete ich zusammen mit Karl Valeš aus Prag zumeist Gärtnerarbeit. Karl war Priester der tschechischen Nationalkirche, die sein abgefallener Vater anno 1918 mitbegründet hatte. Wir verstanden uns gut und waren darin einig, dass wir uns keinesfalls überanstrengen dürften. Es war von allen meinen Kommandos das leichteste. Wir hatten frische Luft in den Beeten, der Capo war gut und erschien selten, die SS noch viel seltener. In einer botanischen Kleinanlage nebenan, wovon ich mir die Namen skizzierte, lernte ich noch viele Pflanzen kennen. Eine unangenehme Seite hatte indessen das Kommando doch: es lag an der Ecke der S Strasse entlang den KZ-Mauern, von der der Weg zu den Gewächshäusern abzweigte. So waren wir im Blickfeld der Öffentlichkeit, konnten aber auch mancherlei Beobachtungen machen. U.a. sahen wir alle 8 - 14 Tage ein etwa 16jähriges Mädchen zu den Gewächshäusern radeln, das uns freundlich mit "Grüss Gott!" grüsste und meist 2 Pakete am Rad hängen hatte. Das überrachte uns sehr; denn die Frauenzimmer, die sonst vorüberkamen, grüssten nie; es waren meist "Anhängsel" von SS-Leuten oder gar solche, die es mit einem Capo hatten. "Es gab in Dachau nichts, was es nicht gab." Es war ein wagemutiges altbayerisches Dirndl mit frohem gewinnendem Wesen. Durch Aussenkommandos, die in Freisung arbeiteten und durch Blumen- und Sameneinkauf wurde die Verbindung mit den indenen Gewächshäusern tätigen Priesterhäftlingen aufgenommen und unterhalten. Mit innigem Gebet und unter Mitwirkung von Bekannten aus dem Städtchen Dachau wagte es das gefährliche Unternehmen, in die Hölle von Dachau zu radeln. Mit bebendem Herzen und in äusserster Spannung fuhr es besonders am Anfang an den SS-Posten vorbei. Die Not der Häftlinge, von der es erfahren hatte, drängte es und liess alle äusseren



und inneren Hemmungen überwinden. Und Gott liess alle Fahrten gelingen. Dieses Erlebnis war für das Mädchen das beste Noviziat, die beste Einführung in den Beruf als Dienerin der leidenden Menschheit. Es für mich ein beglückendes Erlebnis, das tapfere Kind mit den langen schwarzen Zöpfen, dem als Novizin damals verboten war, die Tracht einer Klosterkandidatin zu tragen, gleich nach meiner Entlassung im Kinderheim von Freising zu treffen. Heute schenkt es als Dillinger Franziskaner in seine betenden und helfenden Hände den Nöten leidender Menschen und der Betreuung liebevoller Kinderseelen in München. Seine Fahrten nach Dachau werden ihm zeitlebens in froher Erinnerung bleiben, da es in schwerer Zeit Not und Hunger gefangener Priester lindern durfte.

Zwei bemerkenswerte Geschehnisse möchte ich hier einfügen. Pater Josef Fischer von Schönstatt, mit dem ich ein Jahr lang im Laufschrift Kost getragen hatte, war nach Aushilung seiner Phlegmone in einem der Gewächshäuser gelandet. Er verstand es meisterhaft, in seinen monatlichen Briefen seine Gedanken zu verklausulieren (verschlüsseln) und so die Postzensoren hinters Licht zu führen ohne Gefahr eines Missverständnisses auf Seiten der Empfänger. So wurde es möglich, dass eine Schönstattschwester ihn bereits im Herbst 1942 besuchen und ihn beim Blumen- und Sameneinkauf eine Viertelstunde sprechen konnte. Am Abend dieses Tages bei der Aufstellung der Kolonnen zum Rückmarsch ins Lager sagte ein Koblenzer Kommunist, dessen Gesicht mir noch bestens in Erinnerung ist, die bezeichnenden Worte: "Heute habe ich nach Jahren wieder einmal eine reine Frau gesehen." Noch eindrucksvoller ist folgendes: Pater Fischer war eine durchgeistigte Persönlichkeit. Immer wieder wies er beim Kosttragen darauf hin: "Wir müssen aus unsrer furchtbaren Lage möglichst viel Kapital schlagen für unsre Kirche und für unser deutsches Volk. Jede der vielen Gelegenheiten des Tagesablaufes im KZ gilt es wahrzunehmen und ebensoviel Akte der Selbsthingabe und Demut zu erwecken zum Gnadenkapital für die Kirche in unserm Vaterland." Meine Erwiderung lautete: "Ich bin auch dafür, dass jeder am Morgen mit der guten Meinung beginnt und alles Schwere des neuen Tages Gott darbietet; aber tagsüber halte ich es für das Beste für die Gesundheit und fürs Durchhalten, möglichst viel zu simpel und bei der grossen Erschöpfung nichts zu denken. Ich zweifle nicht, dass Du vor Gott mehr Verdienste sammelst als ich; jedoch scheint mir meine Praxis gesundheitlich nützlicher." Diesem durchgeistigten Aszeten trat nun eines Tages jener "unechte" SS-Mann gegenüber, der ständig in den Gewächshäusern tätig war und nur dann in uniform erschien, wenn er unbedingt musste. Er sagte: "Herr Fischer, ich kenne meine Leute; ich habe Sie genau beobachtet und täusche mich nicht. Ich mache Ihnen ein Anerbieten. Ich bin bereit, Briefe zur Post zu bringen; nur darf nichts vom Lagerleben drinnen stehen." Von da an

- ich glaube, es war schon im Herbst 1942 - lief die Korrespondenz zwischen Koblenz und Dachau und auch nach Freising, wo eine eifrige Schönstattgruppe unter den Frauen und auch andre Menschen kirchlicher Gesinnung viel beteten und opferten, hin und wieder bis zum Kriegsende und nichts passierte. Als gegen Lagerschluss der Typhus von neuem und ganz verheerend grassierte wurden die meisten von uns mit dem Serum geimpft, das durch die Helferinnen der Schönstattbewegung beschafft und eingeschmuggelt worden war. Es ergab sich bei Sonderkommandos sogar die Möglichkeit, dass polnische Priester in Freising nach Jahren wieder einmal zelebrieren konnten.

Dem eben erwähnten SS-Mann wurde sein menschenfreundliches Verhalten zur Lebensrettung. Eine Schönstattpriestergruppe, darunter Neupriester Leisner, liess sich durch seine Vermittlung von einem Dachauer Geschäft Medaillons mit dem Bilde der Gottesmutter auf der einen und gefesselten Händen auf der andern Seite fertigen. Ein Teil auch das meinige wurde bald geliefert. Als die Amis eingerückt waren und das Lager besetzt hatten, gerieten sie in Wut und Zorn über die unmenschlichen Zustände im Lager und besonders über die vielen Totengerippe in den Eisenbahnwaggons am Bahnhof. Sie schossen daher jeden SS-Mann nieder, der ihnen in den Weg trat. Die Schlimmsten hatten frei-

lich beizeiten das Weite gesucht. Als sie unsern Helfer auf der Plantage erwischten, trug er in seiner Tasche die restigen Medailons. Sie stutzten und fragten, woher sie stammten. Er gab Auskunft und die herbeigerufenen Mitbrüder bezeugten seine Angaben. So blieb ihm zum Dank das Leben erhalten.

#### Verbrechen an der Jugend.

Neben dem erschütternden Massenelend der Invalidentransporte der letzten Jahre mit den vielen Toten und den total geschwächten Ankömmlingen, die im Bad nicht einmal mehr stehen, sondern nur noch sitzend den angenehmen Wasserstrahl empfangen konnten, taucht in meiner Erinnerung jener große Haufen zumeist russischer und einiger Jugoslawischer Buben im Alter von bis zu 15 Jahren auf. Diese armen Kerle wurden durch die Kriegssereignisse und Partisanenkämpfe aus der Geborgenheit ihrer Familien herausgerissen und mussten Monate und Jahre in einer brutalen und Sitten und jedes echte Menschentum gefährdenden Umwelt verbringen. Das bedeutete für ihre körperliche und seelische Entwicklung Gift. Die statistischenziehungsergebnisse der 10.000 in Westdeutschland 1967 in Heimen untergebrachten "Heimkinder" beweisen, dass auch ein geordnetes Heimerziehungswesen die Geborgenheit der Familie nicht ersetzen kann. Und hier waren diese 500 Kinder in eine wahre Teufelswelt hineingeworfen. Während der wenigen Monate ihres Dachauer Aufenthaltes geschah es, dass der gemässigte Lagerkommandant Weiss mit einem dieser Buben ins Gespräch kam. Ein jugoslawischer Junge von 15 Jahren fiel ihm besonders auf und er stellet an ihn die merkwürdige Frage: "Na, was würdest Du tun, wenn Du aus dem Lager entlassen, mich draussen treffen würdest?" Kaltblütige erwiderte der Junge: "Ich würde Dich sofort erschiessen!" Betroffen erwiderte Weiss: "Warum denn? Ich habe Dir doch gar nichts Schlimmes getan!" Der Bub gab zur Antwort: "Ja, aber Deine SS-Gesellen haben meinen Vater, meine Brüder und meine Onkel erschossen. Dafür muss Rache sein." Trotz dieser blutrünstigen Rede geschah dem Jungen nichts. Dieser Dialog verbreitete sich im Lager wie ein Lauffeuer. Welches Schicksal mögen diese Buben, die im Sommer 1944 bei uns weilten, genommen haben?

Doch zurück zum Gewächshaus I anno 1944! Meinem Genossen Karl wurde die Arbeit an der exponierten Ecke zu ungemütlich und er wanderte in ein Kommando ab, wo er sich hinter den Weiden des Bienenhauses der Plantage unsichtbar machen konnte.. Auch wir konnten bisweilen aus der Öffentlichkeit verschwinden und uns mittels einer Leiter auf den Dachboden des Gewächshauses zurückziehen. Diese Gelegenheit wurde auch ausgenutzt. Aber eines schönen Tages erfüllte sich das geflügelte Wort vom Krug und Brunnen. Mitbruder Duschak war beim Lesen, ich beim Russischschreiben und auf der Leiter stand plötzlich ein SS-Mann. Ich flog aus dem Kommando, jedoch ohne Strafmeldung, die früher an der Tagesordnung war, und ohne auf Transport geschickt zu werden, was jetzt noch bei Laienkameraden üblich war. Vom Spätherbst 1944 bis Ende März 1945 blieb ich "uneingeteilt" und wurde nur wenigemale zu Sonderarbeiten herangezogen, u.s. zu Arbeiten für die Küche, wobei wir in Kälte und schmutzigem und schmierigem PANTSCHEN das letzte brauchbare Fettschen von Möhren und Kraut herausklauben mussten. Ende März kehrte ich ins alte Kommando zurück; nur wurde ich vom Capo an anderer Stelle eingesetzt; jedoch dauerte der Einsatz zur Frühjahrsarbeit nur noch 2 Tage. Dann kam meine Entlassung.

#### Russikum.

Damit taucht ein neues Thema auf, dem ich in den letzten 2 Jahren meine ganze Freizeit opferte. Wie bereits vermeldet, war in Dachau ein Kontingent von 10.000 russischen Kriegsgefangenen eng zusammengepfercht und von uns abgetrennt, das aber nach einem halben Jahr abtransportiert wurde. Im August 1942 kamen die ersten zivilgefangenen Russen zumeist Ukrainer. Es war ein zahlreicher Transport, von dem am kommenden Tag eine starke Kolonne aus der Plantage eingesetzt wurde. Sie bot ein erbarmenswertes Bild. Vom Hunger abgeagert und nach vorn gebeugt, tagelang unrasiert, mit geistlosen Gesichtern sahen sie aus wie eine Herde Neanderthalmenschen. Mein erster Gedanke war: Wenn man

den armen Kerlen doch wenigstens ein paar Trostgründe geben Könnte! Eine kindliche Vobstellung, die ich einem tschechischen Mitbrüder vor-  
 trug. Es war Hofmann, Bürgermeister und Pfarrer seiner Gemeinde, etwas chauvinistisch angehaucht, da er erklärte, er werde nach dem Kriege seinen deutschen Namen ändern. Er antwortete mir: Da die tschechische Sprache mit der russischen verwandt sei, könne er sich einigermaßen mit ihnen verständigen, aber ja - er hatte kein Interesse. Durch ihn lernte ich wenigstens das russische Alphabeth. Ein paar Tage darauf stiess ich auf die richtige Quelle. Ein 60jähriger polnischer Rechtsan-  
 walt erhielt Arbeit in unsrer Kolonne von 60 Mann. Er hatte vor dem 1. Weltkrieg das alte russische Gymnasium in Warschau besucht und den kirchlichen Wortschatz in sich aufgenommen. In sittlicher Beziehung wies sein Leben dunkle Punkte auf, die er offen bekannte. Er war schon als Bub dem Onanismus ergeben. Als Rechtsanwalt in Petersburg wurde er wegen Unterschlagung in der Festung Kronstadt (Inselfestung) gefangengehalten. Er konnte sich mit seinem Dienstmädchen in Verbindung setzen. Dieses steckte sich hinter Matrosen, die ihn mit gefälschten Papieren aus der Haft befreiten. Darauf liess er sich zunächst in Riga, später in Warschau nieder. Seine Tochter war mit einem Arzt in Moskau verheiratet. Einmal sagte er zu mir ohne Scheu: "Es war gut für mich, dass ich ins KZ gekommen bin. So habe ich wenigstens meinen Herrgott wieder gefunden." Leider kamen wir nach Monaten wieder durch die Verhältnisse auseinander. Nur einmal konnte ich ihn noch sprechen. Ich nehme an, dass er trotz seines Alters das Lagerleben überstand.

Mein Bestreben lief nicht darauf hinaus, die russische Sprache zu erlernen, sondern nur religiöse Texte in russischer Sprache zu vielfältigen, was immer eine grosse Gefahr bedeutete. Zwar wusste ich, dass der slavische Mensch in vielem anders denkt als der latinisierte Westeuropäer. Aber wo sollte ich russische Texte hernehmen? So liess ich kurzerhand die täglichen Gebete, wie sie in unsern Volksschulen gelernt werden, von jenem Rechtsanwalt ins Russische übertragen und erweiterte sie durch einige schlichte Gedanken über Gott, Christus, Kirche und über das Menschenleben mit seinem Leid und Schmerz. Zwölfmal habe ich diese kleine Kollektion der täglichen Gebete in Druckschrift abgeschrieben und weitergegeben. Später kamen aszetische Gedanken aus der "Nachfolge Christi" von Thomas von Kempen hinzu, zu deren Übertragung mein Helfer sich nur auf starkes Drängen hin herbeiliess, sei es, dass die Findung entsprechender russischer Ausdrücke für ihn schwierig war, sei es, dass die Gedanken ihn im Herzen zusehr "anrührten". Aber er tat es schliesslich doch. Ein Abschnitt ging über das Thema: Wie überwinde ich die Welt? 2 Methoden gibt es: die alte, die besonders in den mittelalterlichen Klöstern geübt wurde, nämlich die Nichtigkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen zu betrachten und es zu verachten; (Wie ekelt mich die Erde an, wenn ich des Himmels gedenke); die zweite: All die schönen Dinge der Erde samt den Menschen als Abbilder der göttlichen Schönheit und als Leiter zu betrachten, um zu Gott, der höchsten Schönheit, aufzusteigen, oder als kleine Propheten Gottes, die uns von der unendlichen Urschönheit Gottes künden. Auf Bitten von Duschak und nach seiner Vorlage wurde für die jungen Russkis ein Traktat über das Verhalten gegenüber dem andern Geschlecht übersetzt, das von ihnen mit Interesse aufgenommen wurde.

Eine Gruppe junger 18 - 20jähriger Russen zupfte mit uns im Winter 1942/43 Pfefferminze. Einer von ihnen, Schüler der Kriegsschule in Moskau, hatte einen schwachen Kopf, aber eine umso grössere "Schnauze". Er war ein Spötter und Religionsverächter. Duschak hat ihn besonders gut aus seinen Paketen betreut. Ich äusserte mich einmal dazu: "Ich bin ja nicht dafür, dass man einem solchen Spötter gar nichts gibt; aber Du gibst ihm vom Besten!" Seine Antwort lautete: "Der soll einmal nicht daheim erzählen, die Pfarrer hätten ihn als Bolschewiken schlecht behandelt." Mein stiller Nachgedanke war: "Ja, wenn er nur ein wenig mehr Hirn hätte!" Mit einem kindlichen 20jährigen Russen

Rassenich nähere Verbindung, die mir, soweit ich nach ihrem Benehmen urteilen konnte übel ausgelegt wurde, obwohl ich vor meinem Gewissen wegen meines Verhaltens keinerlei Beunruhigung verspüre. Er war nichts anderes als mein Schüler. Das schlechte Beispiel eines sudetendeutschen Mitbruders mit rosarotem Winkel in bestimmter Hinsicht liess einige allzu misstrauisch werden. Wie sagt doch das Sprichwort treffend: "Der Argwohn riecht den Braten, noch bevor das Kalb geschlachtet ist." Der junge Mann, der vorhatte, nach dem Krieg zum Theater zu gehen, stammte aus der Nähe von Kiew, der Hauptstadt der Ukraine, und war mit 7 Jahren das einzige Mal mit seiner Mutter in einer orthodoxen Kirche gewesen. Mit ihm habe ich die Sakramentenlehre des Katechismus durchgenommen und einige Lehrstücke über Gott und seine Eigenschaften. Lehrstück um Lehrstück hatte vorher mein polnischer Helfer übersetzt. Diese jungen Russkis wussten gar nichts von dem blutigen Regimant unter Stalin, wo in Moskau fast in jedem zweiten Haus ein Opfer seiner Gewaltherrschaft zu verzeichnen war. Ich sagte ihnen: Unser Nazismus unter Hitler ist sicher ein teuflisches System der Gewalt, was wir ja alle an unserm eigenen Leib verspüren. Aber Euer marxismus'Leninismus ist noch 100 mal schlimmer, da er Millionen der eigenen Untertanen verhaften liess und zu modernen Arbeitssklaven gemacht hat, die unter primitivsten Lebensbedingungen im kalten Norden Wälder roden, Strassen und Kanäle bauen mussten, u.a. den Kanal vom Weissen Meer zum Schwarzen Meer. Die grösste Sklaverei hat der Bolschwismus gebracht, eine viel schlimmere als unter den Zaren. Im roten Arbeiterparadies geht es dem Arbeiter schlechter als im übelsten Kapitalismus. Die junge Generation im Osten war von der staatlichen Propagandamaschine ähnlich benebelt und berauscht wie grossenteil alt und jung bei uns von der nazistischen. Mein Schüler erzählte, sie seien in der Schule belehrt worden, durch die bolschewistische Erziehung werde es in 200 bis 300 Jahren nur noch gute Menschen geben. Als 1947 der Oberste der russischen Tauschzentrale in Ostberlin sich mit 500.000 RM nach dem Westen absetzte, da hätte ich gerne meinen Bekannten im Osten von dem Misserfolg Bolschewistischer Erziehung berichtet. Aber eine Postverbindung, wie ich sie mehrmals versuchte, ist nicht möglich. Jeder Bürger der UdSSR gilt als Vaterlandsfeind, der mit einem Ausländer in Verbindung tritt.

Durch das ständige Schreiben von Texten ging mir die Grammatik und ein Teil des kirchlichen Wortschatzes wie von selbst ein. Bald bot sich auch Gelegenheit, ein neues nichtkirchliches Wörterbüchlein und von einem Russen, der auf Transport ging, eine Bibel Neues Testament und Psalmen, 1922 in Finnland gedruckt in altslawischer Sprache und nach Russland eingeschleusst, zu erwerben. Beide stellten kostbare Schätze im Lager dar, die mich viele Pfund Brot, Schinken und Butter, also teures Lagergeld gekostet haben. Es gab nur 3 russische Bibeln im Lager. Mitbruder Cechowski besass eine, die er aber in seiner Ängstlichkeit nicht ausnutzte, dann der Theaterdirektor von Belgrad eine Prachtausgabe, die ein Geschenk war und die er mir auf einen Tag geliehen hat, und schliesslich meine Wenigkeit. Die tägliche Lektüre des NT in Russisch erweiterte meinen Wortschatz und meine grammatikalischen Kenntnisse sehr, so dass ich Ende 1944 vieles selbstständig übersetzen konnte. Heute ist wieder alles davongeflogen.

Mittlerweile hatte mir im Oktober 1944 Mitbruder Peters, ein gebürtiger Westphale aus dem Ruhrgebiet, später Basilianerpater in Kiew - nach dem Einmarsch der Deutschen natürlich sofort verhaftet und ins KZ gesteckt - einen russischen Lehrer, 58 Jahre alt, zugeführt, der wegen eines kurzen Beines gehbehindert war und einst mit einem Erzpriester (Dekan) von Kiew 8 Monate wegen religiöser Angelegenheiten in der gleichen Zelle in Haft gesessen hatte. Er war mir sehr zugetan, eine kindlich fromme Seele, der es strikte ablehnte, in ein Kommando zu gehen, weil er nicht mithelfen wollte, den Krieg zu verlängern. Ich darf wohl sagen: Nur durch Versorgung mit bester Nahrung meinerseits hat er eine merkwürdige Krankheit, die keiner der gefangenen Ärzte erkennen konnte, hinter sich gebracht. Ich bewunderte ihn, dass er in diesem unruhigen und engen Zusammengepferchtsein auf dem Invaliden-

block seine Tage verbringen mochte. Dieser religiöse Mann besass nur geringe Kenntnisse in der christlichen Religion. Die russischen Popen sind ja mehr Liturgen als Künder und Lehrer der christlichen Glaubenslehren, in meinen Augen mit ein Grund für den schwachen Widerstand gegenüber dem Bolschewismus. Er bekannte, dass er erst durch mich die christlichen Wahrheiten tiefer erfasst habe. Gegenüber meiner nüchternen Auffassung von der erbsünde beladenen und vom Teufel stets bedrängten Welt war er festen Glaubens: Nach einem so furchtbaren Zusammenprall der Völker im 2. Weltkrieg werde in aller Welt "Mir", d.h. ewiger Friede herrschen. Er bedankte sich beim Abschied wie ein Kind für die materielle und seelische Hilfe. Wenn es möglich sei, solle ich weiterhin sein Seelenführer sein. Er erbat sich von mir das NT. Ich erwiderte ihm: "Gerne würde ich es Dir schenken, wenn Garantie bestünde, dass es Dir nicht abgenommen würde. Ich kann Dir nur die Psalmen überlassen." Laut Mitteilung des Schriftstellers Solchenizyn durften jene Russen, die in deutscher Gefangenschaft waren, nicht in die Heimat zurückkehren. Welche Unmenschlichkeit und Brutalität!

Kurz vor Torschluss führte Peters, der durch die vielen Verbindungen mit russischen Freunde überlastet war, mir einen stämmigen Ingenieur zu im Alter von etwa 30 Jahren. Dazu bemerkte er: "Du, Dümig, ich habe so viel Arbeit seit die Absperrung der einzelnen Blocks aufgehört hat - nur das Krankenrevier und die Invalidenblocks waren noch abgesperrt - dass ich nicht mehr durchkommen. Nimm Dich dieses Ingenieurs an!" Als ich Bedenken vorbrachte wegen meiner Schwerhörigkeit, erwiderte er: "Der Mann versteht so viel Deutsch, dass Du Dich mit ihm in unsrer Sprache unterhalten kannst." Der Ingenieur war in einem Munitionskommando mit dem Marianhillerpater Engelmar Unzeitig zusammengetroffen, der durch seine Sprachkenntnisse im Tschechischen so gleich das verbotene religiöse Gespräch aufnehmen konnte. Engelmar hatte in der Studienzeit im Kolleg der Würzburger Universität jahrelang zwei Bänke vor mir gesessen, freilich ohne dass wir ausser einem stummen Gruss auch nur ein Wort getauscht hätten. Im KZ traf ich nun wieder mit ihm zusammen und hatte das gleiche Anliegen und Interesse für die Russen. Sein Seeleneifer kannte keine Grenzen. Im Täglichen Religionsgespräch schwanden dem Ingenieur alle Zweifel und Bedenken, sodass er versprach, nach seiner Heimkehr seine Zivilehe in Ordnung zu bringen und den christlichen Glauben zu praktizieren. Später, d.h. in der für die Invaliden grausamen Endzeit übernahm Engelmar die Stelle eines Stubenältesten, um den armen Kameraden seelsorglich helfen zu können. Diese Invaliden, die keine Brotzeit bekamen und durch die dünne Wassersuppe, die vielleicht den Nährwert von 2 Kartoffeln darstellte, kaum mehr im Stande waren, ihre Läuse zu suchen, wurden in Massen Opfer des Typhus. Unserm Block gegenüber sah man durch einen Torspalt an manchen Tagen des Frühjahrs 1945 20, 40 und mehr Leichen auf einem Haufen unbekleidet, jede nur an der grossen Zehe ein Stück Karton mit der Häftlingsnummer. Bei dieser opfervollen Tätigkeit wurde Engelmar selbst von der Krankheit ergriffen und da sein schwächerer Körper zu wenig Widerstandskraft besass, raffte ihn die schreckliche Krankheit hinweg. Sein Opfertod war für den Ingenieur kurz darauf der Anlass, unter Mitwirkung von Peters an Ostern 1945 zur kath. Kirche überzutreten. Nur dreimal konnte ich mit dem Russen zusammentreffen. Es war die Zeit, wo am laufenden Band Geistliche entlassen wurden. Als wir unsre Anschriften tauschten, um später Postverbindungen aufzunehmen, las ich einen andern Namen. Darüber befragt gab er die Auskunft: "Mein Lagername ist Kitzko Peter, mein wirklicher Name ist Scharaschadew Peter. Wenn ich den Deutschen meinen Namen und Beruf angegeben hätte, wäre ich nicht mehr unter den Lebenden; denn sie haben alle sog. Intellektuellen und Studenten erschossen." Darnach bat er mich, eine Abhandlung zu schreiben über die Frage: Wie erziehe ich mein Kind nach christlichem Glauben, dass es gehorcht? Ich habe keine Probleme mehr; nur dieses. Mein Bub war erst 5 Jahre alt alt vor meinem Einrücken zur Armee und wollte schon nicht mehr folgen." Diesen Aufsatz mit durchschlagendem Erfolg hätte nicht einmal

ein Erzengel im Himmel schreiben können. Erst bei der feierlichen Übertragung und endgültigen Beisetzung der Urne mit der Asche Pater Elmars in der Christkönigskirche der Marianhiller in Würzburg im November 1968 erfuhr ich, dass der Ingenieur das Amt eines Kommissars begleitete. Er war also ein waschechter Bolschewik gewesen.

Der sichtbare Erfolg meiner unverdrossenen Mühen war recht ärmlich. Primum vivere, deinde philosophari, d.h. Zuerst kommt das nackte Leben, dann erst das Philosophieren, war oberstes Gesetz. Einmal schrieb mir der Kiewer Lehrer Atamanenko, ein älterer Landsmann habe ihm gesagt: Diese kleinen Darlegungen und Gebete seien nicht mit Gold zu bezahlen. Zweimal habe ich die Übersetzungen insgesamt zusammengeschrieben und die erste Sammlung noch in Dachau von einem Freiburger Buchbinder mit grünem Winkel für teures Lagergeld binden lassen; sie wird in Schönstatt aufbewahrt. Die zweite schrieb ich zumeist erst nach meiner Heimkehr ab samt dem Briefwechsel mit dem Lehrer im abgesperrten Invalidenblock; ich gab sie fürs Museum des Sühneklosters in Dachau. Ohne Zweifel hat der liebe Atamanenko bei seinen Landsleuten religiösen Trost vermittelt und Mut und Hoffnung geweckt. Er wollte sogar in der Heimat einen Roman schreiben mit dem Titel "German" ("Hermann", offensichtlich in dem Gedanken, einen andern Deutschen zu zeichnen, als jene Germanski es waren, mit denen seine Landsleute so erbärmliche Geschäfte gemacht hatten. Für mich war die Sache eine nicht geringe körperliche Belastung; aber es war eine Genugtuung, wenigstens ein kleinwenig seelsorglich wirken zu können. Als Cechowski mir einmal vorwarf, ich würde den ganzen Priesterblock gefährden, da antwortete ich: "1. leben wir nicht mehr im Jahre 1942 - das Lagerleben ging immer mehr der Auflösung entgegen. 2. Wenn der hl. Paulus nicht mehr Mut und Energie gehabt hätte, wäre er daheimgeblieben und nicht auf Missionsreisen gegangen." Sonntags und in der täglichen kurzen Freizeit: Wer sass da und schrieb im Schlafsaal? Antwort: Unten parterre, d.h. zu ebener Erde Pater Kentenich mit seinem "Tippfräulein" Heinz Dresbach und auf der 1. Etage auf seinem Strohsack der Dümig. Manchmal flogen Bonbons herauf und Papierschnitzel hinunter. Pater Kentenich bejahte in diesen traurigen Verhältnissen meine kindliche, bisweilen vielleicht sogar kindische Art, während ich bei einigen älteren Herrn Anstoss erregte. Als ärhmlich einmal in besonderer Weise neckte, gab ich forsch heraus: "O weh! Herr Pater. Wenn wir das Glück haben, aus der Hölle des Löwen herauszukommen, dann geht es Ihnen Schlecht; dann reisse ich Ihnen die Gloire (Ruhmeskranz) in Schönstatt herunter." Seine Antwort: "Da schwör ich in allem das Gegenteil und mir glauben die Schwestern nicht Ihnen!" Auch im Häftlingskleid nötigte er seinen Kameraden Respekt ab; keiner redete ihn per Du an, wie es allgemein im Lager üblich war. Als einmal ein Blockführer etwas von diesem Respekt verspürte und ihn deshalb mit dem Titel "Herr Geistlicher Rat" bedachte, gab er zurück: "Ein Geistlicher Rat bin ich nicht; aber ich kann einen Rat geben" Da speite der Henkersknecht Gift und Galle; aber geschlagen hat er ihn nicht.

Kentenich war lange Monate auf dem Zugangsblock gewesen. Man kann sich diese Tatsache nicht anders erklären, als dass die SS es hindern wollte, besonderen Einfluss auf die Priesterschaft zu nehmen. Als er dann auf den Block 26 übersiedelte, war er bereit zu Predigten und zur Zeit der Quarantäne zu Vorträgen. Bei wachsender Kritik zog er sich zurück und widmete sich seinen vielen Schönstattgruppen und dem inneren Aufbau seiner Schwesternschaft. In mehr als 10.000 Versen, deren dichterische Qualität zwar bescheiden, deren Gedankengehalt aber hochwertig war, legte er Geseise und Grundlagen für deren Wandel und Wirken. Für die aszetische Höhe der Schönstattschwwestern zeugt die Tatsache, dass alle Schwestern der über 1000 Mitglieder zählenden Gemeinschaft die sog. Inscriptio cordis in cor nach dem hl. Augustinus vollzogen, d.h. die Ganzhingabe an den Willen Gottes. Ihr Gedankengang ist ungefähr folgender: O Gott, wenn es für mich tragbar ist, bitte ich dich: Lass alles Schwere über mich kommen zur Erhaltung und Befreiung unsres Gründers Kentenich, zum Wachstum Schönstatts und zum

Nutzen der ganzen kath. Kirche Deutschlands. Wer diese Hingabe nach seiner Art und seinen Verhältnissen entsprechend vollzog und aus dieser Gesinnung heraus lebte, trug leichter an der Tageslast eines wehrlosen Gefangenen.

### Drei politische Vernehmungen.

Schon bald nach meiner Einlieferung hatte ich Postvernehmung, in der Regel eine einfache Angelegenheit, die freilich auch mit Spott und Verdemütigung verbunden war. Wenn es dagegen hiess: Zur politischen Vernehmung! darutschte das Herz in die Hosentasche. Eines Tages im Herbst 1942 ungefähr ein Jahr nach meiner Ankunft wurde ich in einer Genossenschaft von 20 Mann zum Gestapogebäude vor dem Jourhaus beordnet. Ich konnte mir nicht denken, worum es sich handeln sollte. Im Vorraum war alles mäschenstill. Kaum einer getraute sich, einem der Absolventen eine leise Frage zu stellen. Als ich eintrat, stand ich vor dem berüchtigten Bach, dem obersten der Gestapo Dachau und meldete militärisch: "Hier Schutzhäftling 26589!" Ein SS-Mann wies mich an einen Schreibtisch, zeigte auf ein Schriftstück, das grösstenteils zugedeckt war, und schrie: "Hier unterschreiben!" Ich erwiderte: "Ja, meine Herren, Sie müssen mich doch auch lesen lassen, was ich unterschreiben soll!" Wie vom Teufel besessen sprangen beide auf mich los und überschütteten mich mit den unflätigsten Ausdrücken: "Diese Saupfaffen wollen allein nicht unterschreiben und parieren; die andern tuns doch auch! Wir werden den Drecksäcken noch mores lehren!" Ich liess mich nicht beirren, sondern sagte in gelassenem Ton: "Meine Herren, draussen wird man doch von Jugend auf belehrt, auf keinen Fall etwas zu unterschreiben, was man nicht durchgelesen hat!" Ein neuer Wutanfall überkam sie, jedoch schlugen sie mich im Gestapozimmer nicht. Ich liess mir Zeit und überlegte: Sie kennen sicher deine Akten; darum diese Wut. Sie wollen dich wie am Tag deiner Einlieferung nur demütigen und ihr Mütchen kühlen. Auch hast du keinen Komplizen (Mittäter) also kannst du mit einem einigermaßen ruhigen Gewissen unterschreiben. Als ich es getan hatte, konnte ich Einblick nehmen in ein Aktenstück der Regierung von Mafarfranken, in welchem über mich das Schulverbot ausgesprochen war, wie es meines Wissens 150 von 600 aktiven Priestern der Diözese Würzburg auch erlebten. Mein Gedanke war: Eine Ehre, keine Schande! Kaum war ich in den Vorraum abgetreten, als der Mitarbeiter Bachs heraustrat und mich zusammenschlug wegen Verweigerung des Gehorsams. Ich nahm es hin als Vertreter dessen, der ein ähnliches Schicksal erfahren hat.

Die zweite politische Vernehmung erfolgte, soweit ich mich erinnere, im Herbst 1943, wo das trübe Ende bereist seine Schatten vorauswarf, weshalb sie auch ganz normal verlief. Ich wurde zum 2. Lagerführer Trenkle gebracht, einer rothaarigen Wildsau, der einmal den Ausruf tat: "Ich bin der leibhaftige Teufel aus der Höll. Wers nicht glaubt, dem beweis ichs!" Es fielen aus seinem Munde nur die Worte: "Ein Verwandter von Ihnen aus der Pfalz hat ein Gesuch um Freilassung an die Lagerleitung gerichtet. Kennen Sie ihn?" Ich antwortete: "Ja, es ist ein Cousin." Nach einer geraumen Weile sprach er mehr zu sich selber in die Akten vertieft, den merkwürdigen Satz: "Es ist also offenbar nicht wahr, was Pfarrer Wörner ausgesprengt hat. Sie sind ja noch am Leben!" Darauf durfte ich abtreten. Nach meiner Heimkehr fragte ich Pfarrer Wörner, ob er vielleicht nochmals mit der Gestapo zu tun gehabt habe. Er verneinte dies und sagte: "Das kann nur eine Reaktion auf meine zweistündige Kanzelrede in Mömbris sein, wo ich sagte: "Und wenn ihr von mir hören solltet! Auf der Flucht erschossen!" Dann glaubt es nicht! Euer Pfarrer ist kein Feigling!" Das war gesprochen im Hinblick auf die Rhömaffaire, in deren Zusammenhang führende Männer aller Parteien 1934 nachts aus dem Bett geholt und ohne Gerichtsverhandlung "auf der Flucht" erschossen wurden.

Meine letzte Vernehmung geschah im Anfang des Jahres 1945 aus folgendem Anlass. Infolge der vielen Bombardierungen, Zugeinschränkungen u. dergl. ging der Paketverkehr immer mehr zurück. Manche Lebensmittelsendungen trafen erst nach Wochen in üblem Zustand ein,

z.B. war ein Laib besten Bauernbrotes aus Zeubelried total verschimmelt. Was lag näher, als dass Menschen mit hellem Kopf draussen im Land Brot- und Fettmarken sammelten und an das Pfarramt Dachau sandten mit der Bitte, sie gegen Entgelt in Lebensmittelpakete umzusetzen und an der Dachauer Poststelle an die beigegebene Anschrift aufzugeben? Unser lieber Domkapitular Heinrich Leier war einer dieser hilfreichen Initiatoren. Auch ich legte diesen Gedanken im monatlichen Brief meinen Angehörigen nahe. Deshalb wurde ich vor den Kadi zitiert, einen ehemaligen Lehrer, von dem im Lager bekannt war, dass er ein Ehebrecher sei. In unglaublich zartem Tonfall erklärte dieser Herr: Ich müsse doch einsehen: Wenn alle Häftlinge nach meinem Rezept verführen, dann müsse doch das ganze Wirtschaftsleben im Kreis Dachau aus dem Gefüge kommen. Bäcker, Metzger und andre Geschäfte könnten die Nachfrage der Einheimischen und der Fremden nicht mehr befriedigen. Mein Hintergedanke dabei lautete: Ich habe weder den verbrecherischen Krieg angezettelt noch mich selbst gefangengesetzt. Es war eine überaus sachte Gardinenpredigt ohne jede Verunglimpfung, ja ohne direkten Tadel und ich musste nicht einmal versprechen, meiner Mutter zu schreiben und den Auftrag an sie zu widerrufen. Dass es im Städtchen Dachau zu unliebsamen Schwierigkeiten gekommen sein musste, wurde mir handgreiflich klar, als am 5. April 1945, dem Tag meiner Entlassung im Pfarrhaus Dachau von den Schwestern 26 Pakete mit Lebensmitteln geschnürt waren, bereit zur Ablieferung bei der Post, darunter auch eins an meine Adresse, wofür ich vor der Entlassung einen Ersatzempfänger angeben musste. Für das Pfarrhaus und die Ehrwürdigen Schwestern war diese Caritas-Aktion eine Sonderbelastung, wofür jeder Beteiligte zu tiefem Dank verpflichtet ist.

Ein lieberter Verteter der Orthdoxie.

Schon in den ersten Wochen meiner Tätigkeit auf der Plantage traf ich mit dem serbischen Universitätsprofessor für Englisch an der Universität Belgrad zusammen. Wir verstanden uns von Anfang an gut gut. Sein Name war Popowitsch, d. i. soviel wir Popensohn. Er kam leider bald in ein andres Kommando mit Brotzeit und die Absperrung der einzelnen Blocks war derart streng, dass zunächst eine weitere Verbindung unmöglich war, zumal wir ja auch den ganzen Sommer 1942 über sonntags arbeitete. So konnte ich erst 1943 wieder mit ihm die Verbindung aufnehmen, als mit der Lockerung der Lagerordnung in der Freizeit jeder mit jedem sprechen konnte. Da ich als erster im Besitz von mehreren Büchern war konnte ich dem lesehungrigen Akademiker manchen Dienst erweisen. Es war ein frommer Mann. Er sagte mir: "Ich kann bei dem für die meisten verzweifelt langweiligen täglich dreimaligen Apell das Vaterunser durchbetrachten." Ich empfahl ihm den Rosenkranz in russischer Sprache, der im 13. Jahrhundert zur Zeit der Albigenser- und Waldenser-Wirren entstanden sei. Als er schon eine ganze Reihe von Büchern von mir und durch meine Vermittlung von anderen Mitbrüdern gelesen hatte, sagte er eines Tages: "Ich bin von Jugend auf eigentlich mehr Theologe als Philologe und habe über die kath. Kirche unzählige Bücher gelesen, meist von Gegnern geschrieben. Die besten Bücher meines Lebens habe ich nun hier in diesen traurigen Verhältnissen durch Sie kennengelernt, ausgerechnet von Jeuiten geschrieben." Ich fügte bei: "Die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen. Bei seinem mehrjährigen Studienaufenthalt in London hatte er eine Engländerin kennengelernt und geheiratet. Die Ehe blieb ohne Kinder. Seine Frau war im Eagenlager Ravensbrück interniert, doch konnte er über das Rote Kreuz Briefe mit ihr tauschen. Dass die Orthdoxie in der theologischen Wissenschaft ungefähr auf dem Stand des Jahres 1000 nach Christus stehe - als Folge der Trennung und Abgeschlossenheit von der Westkirche - hatten wir in Würzburg bei unserm Studium gehört. Diesen Mangel verspürte mein Freund und erklärte eines Tages: Die Ostkirche müsse unbedingt die theologischen Werke des Westens übernehmen und die Westkirche müsse wieder den Laienkelch zugestehen. Ich nannte die praktischen und theologischen Gründe für die Spendung der Eucharistie unter der einen Gestalt. Er konnte sich aber nicht von deren Berechtigung



nicht überzeugen. Auf seinen Wunsch vereinbarte ich mit ihm, später Neuerscheinungen in der Theologie zu übersenden, was aber durch die Absperrung der kommunistischen Länder unmöglich war. Sein Landsmann Simonowitsch Milislaw, ein Ingenieur mit weltmännischer Gesinnung, hatte in der Dachauer Strafkompagnie viel Schweres erduldet, war aber dann wegen Mangels an Ingenieuren entlassen und in der Gegend von Passau eingesetzt worden.

Damit führt der Faden meines Berichtes auf eine Sache, die mir in ungunstiger Erinnerung ist. Wir hatten auf den drei Priesterblocks in der Mehrzahl kommunistische Block- und Stubenälteste bis zum demokratischen Kehraus. In Sachen des Gottesdienstes trugen Priester (Lagerkapläne) die Verantwortung, zuerst der Pole Brabutzki, dann der Linzer Generalvikar Franz Ohnmacht, später der Redakteur des Linzer Sonntagsblattes Georg Schelling. Zuletzt war der "Blockvater" Reinhold Friedrichs aus der Diözese Münster, zuständig, als der Block 26 die Selbstverwaltung erlangt hatte. Die tägliche Zelebration der Eucharistie lag anfangs einzig und allein in der Hand des Lagerkaplans. Erst im Jahre 1943 gestand die Lagerleitung zu, dass täglich die Messfeier fortlaufend von einem anderen Priester gehalten werden dürfe. Am 9. Mai 1943, am Fest der Schutzpatronin Bayerns, habe ich die einzige hl. Messe meiner ganzen Lager- und Gefängnishaft gefeiert. Das Recht auf eine zweite Messe im Jahre 1944 wäre mir zugestanden; aber ich verzichtete zu Gunsten würdigerer Herren. Das kam so. Im Sommer 1943 an einem arbeitsfreien Werktag nahm ich den obengenannten jungen Russen mit in unsere Kapelle, gab ihm einen Hocker und eine kurze Betrachtung in Russisch und verweilte mit ihm dort etwa eine halbe Stunde. Als wir heraustraten, nahm mich Schelling verärgert in Empfang und sagte mir nach Entfernung des Russen: "Weisst Du nicht, dass das Einführen eines Gastes in die Kapelle verboten ist?" Ich erwiderte: "Ich weiss, dass Angehörige anderer Blocks mehrfach Eingang gefunden haben und heute Nachmittag ist überhaupt kein Gottesdienst." Ein Jahr darauf wollte jener serbische Freund gerne einmal unsern Gottesdienst am Sonntag besuchen. Diesmal war es mir klar, dass ich erst um die Genehmigung Schellings nachsuchen musste, die ich für den Universitätsprofessor aus Belgrad erwarten durfte bei wesentlich gelockerten Verhältnissen. Ich trug ihm mein Anliegen vor, wobei ich besonders darauf hinwies, dass es sich um den Universitätsprofessor für Englisch in Belgrad handle. Die barsche Antwort lautete: "Ich hab ja gleich gewusst, dass es etwas Verkehrtes ist, was Du willst." Ich gab zur Antwort: "Danke schön! Ich werde Dich nicht mehr mit einer Bitte belästigen, auch nicht betreffs Zelebration. Wie unserm Stubenältesten Fritz war auch bei ihm, der als Priester 8 Jahre in Haft lebte und in der Strafkompagnie Buchenwald Schlimmstes erlitten hatte, die Angst im Nacken gesessen. Von Fritz in diesem Zusammenhang eine Nachholung! Eines Tages anno 1943 hatte der Stubendienst wieder alles auf Hochglanz gebracht. Da sagte ich zum Stubenältesten: "Fritz, ich garantiere Dir: Es kommt der Tag, wo wir mit den dreckigsten Schuhen in die Stube treten." Er antwortete: "Das wirst Du, mein Lieber, in Dachau nie erleben!" Ein wenig später wurden alle, die einen Beruf erlernt hatten, aus dem Blockpersonal herausgezogen und in Arbeit eingesetzt. Fritz kam in eine Schlosserei. Erst nach einem Jahr trafen wir uns wieder nach einem Sonntag-Nachmittag-Appell. "Na, Fritz, was habe ich Dir vor einem Jahr prophezeit?" sagte ich zu ihm. Ich sagte damals: "Wir gehen noch mit den dreckigsten Schuhen in die Stube." Seine Antwort: "Ja, Du hast wirklich recht bekommen; nie hätte ich geglaubt, dass in Dachau einmal so etwas möglich würde." Schelling hat die eingetretenen Veränderungen nicht bedacht. Er übersah, dass die älteren SS-Leute niederen Grades gewöhnliche Wehrmachtler waren, die teilweise nicht einmal der Partei angehörten. Ein solcher, der bei der Einberufung in München einfach in die SS-Kluft gesteckt und nach Dachau geschickt wurde, äusserste: "Ich darf meiner herzleidenden Frau nicht schreiben, wo ich bin; die würde der Schlag treffen. Ich muss es einem Freund mitteilen, der es ihr langsam beibringt." Wie erzählt wurde, kam es sogar vor, dass einer von ihnen mit Priesterhäftlingen Karten spielte. Was war im Lager b

nicht alles verboten und wurde früher und erst recht gegen das Lagerende zu übertreten einfach deswegen, weil es an geeigneten Mannschaften fehlte und manche SS-Leute gemeinsame Sache mit Häftlingen machten. Nach dem Bagogliorückzug kam es vor, dass nicht nur SS-Leute von den nach Deutschland abtransportierten Gütern und Stoffen ihren Anteil nach Hause schicken konnten, sondern auch Häftlinge. Als in Ehren ergraute Männer waren die älteren SS-Leute zum Teil entsetzt über die Zustände im Lager. Einer von ihnen, ein Ostpreusse, sagte zu einem ev. Pastor: "Wenn das, was ich hier erlebe, unserm Volk und Vaterland nützen soll, dann weiss ich nicht. Das kann sich nur zum Verderben auswirken." Hatten diese Männer eine Untersuchung durchzuführen, dann drückten sie mehr als ein Auge zu und verschwanden bald wieder.

Der "schärfste" von diesen alten Herrn war unser Plantage-Kommando-Führer. Aber gerade ihm passierte das Malheur, dass aus seinem starken Arbeitskontingent - im Sommer zuletzt 1200 Mann - ein Häftling Reissaus nahm. Es war ein Italiener. Aus der Kleiderkammer hatte er sich die alte Kleidung eines Grossmütterchens zusammengestellt und ein Kopftuch dazu. In Kleidung, Gangart und Gehaben eines alten gebeugten Frauchens gelang es ihm unauffällig auf öffentlichem Feldweg am Wachtposten vorbeizukommen. Der schaute sich jedes Mädchen genau an. Aber an einem alten verhutzelten Frauchen war er nicht interessiert. Auch bei dieser Flucht mussten wir einen längeren Apell abstehen. Nach einigen Wochen kursierten die Nachricht durchs Lager, dass der Italiener von der Gestapo zwar erwischt, dann aber wieder aus dem Gefängnis entwichen sei, diesmal auf Nimmerwiedersehn. Bei unsrer verzweifelten Lage war es verständlich, dass der Fluchtgedanke in vielen Köpfen spukte. Aber Flucht war ein tollkühnes Unternehmen, weil die Chance 1:99 stand und im Hinblick auf die grausame Bestrafung und einem Selbstmordversuch gleichkam. Auch war es eine Rücksichtslosigkeit gegenüber den Kameraden, weil alle darunter zu leiden hatten. Aus früheren Jahren wurde erzählt, dass aus Anlass einer Flucht einmal das ganze Lager 1 1/2 Tage auf dem Apellplatz stehend verbringen musste, wobei eine ganze Reihe von Häftlingen tot zusammenbrach. Aber auch während meiner Haftzeit gab es mehrmals einen Apell von mehreren Brunden, einen Stehkonvent auf blutgedrängtem Boden. Über jenen Streich des Italieners amüsierte sich das ganze Lager und selbst der Kommandoführer tröstete sich bei dem Gedanken, dass die Münchner Gestapo auch kein besserer Wächter war. Dieses Ereignis geschah im Frühjahr oder Sommer 1943.

#### Der Strafvollzug.

Der Strafvollzug war noch viel ungerechter und brutaler, als die Verhaftung an sich schon war. Er diente dem Zweck, nicht nur mit eiserner Disziplin die Ordnung in der Massenkonzentration aufrecht zu erhalten, sondern auch die uneingeschränkte Macht über Leben und Tod des Gegners darzutun, sich an seinem Schmerz und seiner Schmach zu weiden und ein Scheinrecht zu besitzen, möglichst viele der Vernichtung zuzuführen. Dazu gehörte die Auspeitschung durch 25 Doppelschläge mit einem Ochsenziemer, das Hängen am "Baum", die Dunkelhaft, der Stehbunker, der Entzug der Tagesration an Essen bis zum Abend bei harter Arbeit und schliesslich die übermenschliche Strapazierung des Häftlings in der "Strafkompanie". Berüchtigt war die Dachauer Kiesgrube als Arbeitsstätte der Strafkompanie. Einige unsrer österreichischen und auch ein paar von unsern deutschen Mitbrüdern haben die Leiden der Strafkompanie in Buchenwald und in Dachau verkostet. Das Schauspiel der Tortur der 25 Doppelschläge mit dem Ochsenziemer erlebten wir mehrmals bei Fluchtversuchen. Nachdem der Ausreisser schon bei der Entdeckung grausam traktiert worden war, wurde ein Plakat auf eine Stange genagelt und diese mit Stricken, die über den Rücken liefen festgebunden. Es trug die Aufschrift: "Ich bin schon wieder da!" Vor sich her trug er eine riesige Trommel, auf die er schlagen musste. Hinter ihm lief eine SS-Mann, der ihn von Zeit zu Zeit mit Füssen trat oder schlug und schrie: "Willst du laufen, du Hund!" Der Trommler musste sein eigener Herold sein und die ganze Front der 10 - 12.000 Häftlinge abschreiten. Dann wurde er zum Bock

wie zum Schafott geführt, der vor der Küche, später im Bad am offenen Fenster stand. Zwei SS-Leute hatten ihren Rock ausgezogen und erwarteten in sadistischer Gier ihr Opfer. Nachdem er angeschnallt war, begannen die Doppelschläge auf ihn niederzuprasseln, wobei er die Schläge zählen musste. Verzählte er sich, wurde das Strafmass wesentlich länger. In einer Entfernung von 100-150 M mussten wir das grässliche Geschehen mit ansehen. Kochende Wut und gerechter Zorn über solche Barbarei glühte sichtbar in den Augen der allermeisten Häftlinge. So verantwortungslos der Flüchtige auch gehandelt hatte, die Sympathie des Lagers war doch auf seiner Seite. Nach dieser schrecklichen Prozedur musste der Sünder nochmals mit seiner "Fahne" und Trommel mit bleichem Gesicht und verzerrten Zügen die Front seiner Kameraden abschreiten. Als Krone der Perversität und des Sadismus empfand ich, dass wir dann auf dem Heimweg zum Block das Lied singen mussten: "Willkommen, frohe Sänger!" Song ein Block zu schauh (aus Ekel), so musste er mit Strafexerzieren rechnen, wie es unserm Block einmal passierte. Pfarrer Bettendorf von Heimbach an der Mosel hat in Buchenwald diese Art Geißelung über sich ergehen lassen müssen. Er erlitt eine dauernde Schädigung der Gesundheit und wurde seelisch ein verbitterter Mann. Einmal nahm das Schauspiel ein rasches Ende, nachdem es kaum begonnen hatte. Als der Delinquent zum Bock geführt wurde, bückte er sich, riss das loshängende Eisenstück seines Schuhs ab und durchschnitt sich aus Verzweiflung die Halsschlagader. Das Lager rückte sofort ein. Niemand von uns wusste warum; erst später wurde er bekannt.

Nicht weniger Grausam und brutal war das Hängen am "Baum". Der Unglückliche wurde mit den Armen nach rückwärts gefesselt und an den Händen aufgehängt mit Ketten, die um das Handgelenk gelegt wurden. 18 Mann konnten im Baderaum gleichzeitig am Baum hängen. Wer kein geübter Turner war, der glaubte, dass seine Arme und Handgelenke reißen, und das kam oft genug vor. Es waren Höllenqualen, weil des Körpergewicht ganz an den nach rückwärts gedrehten Armen hing. Da floss der Schweiss buchstäblich in Strömen. Die SS-Henker weideten sich an den Schmerzen der Opfer, zogen und zerrten am Körper, schaukelten ihn. Fiel einer in Ohnmacht, so weckte ihn ein Faustschlag oder eine Tusche wieder auf. Eine, ja auch 2 Stunden liessen sie den Armen hängen, wiederholten die Prozedur, um Geständnisse zu erpressen. Ich erinnere mich an einem französischen Theologiestudenten, der in Sachsen in Arbeit eingesetzt war und wegen Sabotageverdacht am Baum hing. Sein handgelenk war dabei gebrochen und er konnte die Hand nicht normal bewegen. Er versicherte uns, dass er keinen Hass im Herzentrage, sondern viel für Deutschland bete. Der Baum galt in den Augen der SS-Schinder als kleine Lagerstrafe und wurde für die kleinsten Vergehen angewandt. Wenn ein Knopfloch nicht zugeknöpft war, wenn ein Tropfen Kaffee am Geschirr hing, wenn ein Zigarettenstummel in der Tasche gefunden wurde, wenn das Bett nicht akurate gebaut war, dann drohte eine Meldung und das Hängen am Baum.

Das "Gefängnis" von Dachau war der "Bunker", meist eine Dunkelzelle, in der man sich nur nachts hinlegen durfte, auch bei grosser Kälte nur mit einer Decke zugedeckt. Nur alle 3 Tage gab es warmes Essen. Einige Mitbrüder haben noch gegen Schluss diese Strafe verkostet, darunter Caritasdirektor Carls wegen Briefschmuggels und Jesuitenpater Lenz, der von einem Kommunisten wegen eines Buches angezeigt worden war. Viele, die in früherer Zeit in den Bunker kamen, verliessen ihn nicht lebend. In Dachau ging die Redensart von den 3 bösen B, die Abkürzung von Bock, Baum und Bunker. Wer da herauskam, landete meistens in der Strafkompagnie, in der Isolierung. Das bedeutete mit 2/3 Gewissheit den Tod.

Ein hartes Schicksal traf den sudetendeutschen Priester Schrammel. Im September 1941 zur selben Zeit wie Pater Sales Hess O.S.B. und Pfarrer August Eisenmann war er ins KZ gekommen. Trotz Hunger und Schikane brachte er einen Kirchenchor auf die Beine, hielt einen Dirigentenkurs und schrieb zusammen mit Pfarrer Mosbauer Lieder, Choralnoten und Partituren. Er war ein lieber freundlicher Herr gegen 50 Jahre alt. Weil er in einem geschmuggelten Brief über die Lagerver-

hältnisse berichtet hatte, wurde er nach Buchenwald überstellt und dort erschossen. In Dachau aber verbreitete die SS die verlogene Mär, er habe in Buchenwald ein sehr gutes Kommando gefunden.

Als 1943 die jüngeren Jahrgänge der SS immer mehr zum Einsatz an die Front kamen und die alten Ersatzleute keinesfalls bereit waren, mit dem Ochsenziemer zu "arbeiten", wurden die Blockältesten beauftragt, an ihren Kameraden die 25 Schläge "einzureiben". Weil sie aber zu wenig zugriffen, wurde ihnen gedroht. Es half nichts. Schliesslich weigerten sie sich überhaupt. Und es passierte ihnen nichts. Ja, im Herbst 1944 durfte kein Westeuropäer mehr geschlagen werden. Welch eine Wandlung brachte doch der "davongelaufene Endsieg!" Angesichts des harten Strafvollzugs meiner ersten Lagerzeit ging es für unsern Block im ganzen glimpflich ab. Was waren die Schimpfkanonaden oder Schläge der Capos oder die Entleerung der Aborte, wozu ich strafweise zweimal verurteilt worden bin gegen die 3 bösen B!

Nazistische Propaganda einst wie heute.

Hier schliesst sich passend noch eine Feststellung, bzw. eine Widerlegung nazistischer Flüsterpropaganda an. Schon zur Zeit, da das Lager noch bestand bis herauf in die Jetztzeit wurde die Behauptung in Dachau-Stadt wie in der näheren und weiteren Umgebung kolportiert, im Lager Dachau seien zum grössten Teil kriminelle Elemente, d.h. Verbrecher eingesperrt. So geschehen 1968, wie mir ein Autofahrer aus einer Dachauer Gastwirtschaft berichtete. Das ist eine verständliche Zwecklüge, um wenigstens den Schein einer Berechtigung des Lagers zu wahren. Meine Erwiderung kann sich zur Widerlegung dieser Unwahrheit leider nicht auf statistische Unterlagen stützen, die auch kaum zur Verfügung stehen. Aber als nüchterner Mensch, der nicht mit Scheu klappen durchs Lager ging, kann ich folgende Beobachtung wiedergeben: Unter 25.000 Gefangenen, die zur Zeit meiner Entlassung am 5.4.45 im Lager weilten - beim Einmarsch der Amis waren es gar 32.000 - befand sich kaum ein halbes Tausend Kriminelle. Zur Zeit meiner Ankunft im Lager am 5.7.41 gab es einen Block der Kriminellen, gezeichnet mit grünem Winkel. und einen Block der Asozialen, die einen schwarzen Winkel trugen. Juden sah ich damals nur noch in ganz wenigen Exemplaren, darunter einen jüdischen Textilfabrikanten, verheiratet mit eine Katholikin, der durchkam und mir um 1947 nach der ersten Textilmesse in Frankfurt mehrere Ausstellungstücke billig überliess. Die Juden trugen den Davidstern. Soweit ich die Reihen der Kriminellen, die vor uns zum Appellplatz marschierten, in Erinnerung habe, war ihr Block mit 4-500 Mann belegt. Die Asozialen zählten etwa die Hälfte. Mit anderen Worten: Die "Grünen" und die "Schwarzen" zusammen wiesen damals kaum mehr als 10 % auf. Die wenigen Priester mit grünem Winkel fallen überhaupt nicht ins Gewicht. Deutlicher noch: Bei meiner Einlieferung zählte das Lager 6.000 Insassen. 15 von den 30 Blocks bzw. Baracken waren mit Häftlingen belegt; die übrigen dienten andern Zwecken, wie der Kantine, dem Krankenrevier u.s.w. Zwei gleich nebeneinander gelegene waren von den Kriminellen und Asozialen bevölkert. Die übrigen 13 Baracken waren fast nur mit "Politischen", d.h. mit Häftlingen mit rotem Winkel belegt. Unter ihre Masse verschanden die wenigen Bibelforscher mit blauem Winkel und die Homosexuellen mit rosarotem Winkel. Der "grüne Block" hörte 1943 auf. Es wurde aus Kriminellen eine SS-Kompanie gebildet (!!), andre zur Wehrmacht eingezogen. Die Asozialen verschwanden überhaupt aus unsrer Mitte; sie wurden wohl als die grössten Volksschädlinge in Mauthausen zu Tode gebracht. Damit sind auch die wichtigsten Gruppen genannt, in die von der SS-Leitung die Häftlinge eingeteilt und bewinkelt wurden.

Sodomsfrucht.

Ein Bordell im KZ? Das hatte im Zirkus des Teufels gerade noch gefehlt! Lange war die Einrichtung hinausgezögert worden und die Wissenden unter uns beteten innig darum, dass der Plan nicht verwirklicht würde. Schliesslich war diese Sodomsfrucht 1944 im Mai dennoch gereift, die höchste Errungenschaft der Kultur der "Germanskis", die

die Russen verächtlich sagten. Wir sahen selbst von der Arbeit kommandiert die ersten Frauenspersonen, die für diesen Teufelsdienst bestimmt waren, die ihr Gewissen verraten und ihre Ehre und Lebenskraft verkaufen sollten für ein Linsengericht: eine polnische und eine tschechische Lehrerin und ein deutsches Mädchen. Es war ihnen in ihrem Lager eröffnet worden: Wer sich melde, bekommen ein leichtes Kommando mit reichlicher Kost. Die drei Genannten wurden wegen ihres Wohlbefindens ausgesucht und nach Dachau geschickt. Als ihnen ihre künftige Tätigkeit bekannt wurde, waren sie entsetzt und setzten sich mit allen Mitteln zur Wehr, mit Weinen und Bitten und todesbereitem Widerstand. Da hatte der Lagerkommandant Weiss, der erste, der den Häftlingen einige Achtung entgegenbrachte, soviel Einsehen, dass er sie zurücksandte. Er wurde später dennoch hingerichtet, weil unter seiner Amtszeit die schlimmen Kevierversuche weitergeführt worden waren. Die nächsten "Damen" waren beruflich "vorgebildet". Das sah man an ihrer Kleidung und ihrem Gebaren. Ihre Niedertracht zeigte sich darin, dass sie Häftlinge bei der SS-Leitung wegen Führens politischer Gespräche anzeigten, worauf harte Strafen standen. Soweit man erfuhr, hatte der Betrieb keinen grossen Zustrom. Kriminelle waren mehr vertreten als politische, am wenigsten die Ausländer.

#### Kanonenfutter oder "Deutschlands letzte Hoffnung".

Nun folgt ein weiteres Kapitel, das die Ehrlosigkeit und Niedertracht eines gottlosen Systems enthüllt, eine Vergewaltigung der Geistesfreiheit ohnegleichen. Bereits 1943 erfuhren wir, dass aus den Zuchthäuslern, den Kriminellen, eine SS-Kompanie zum Kampf gegen Tito in Jugislawien zusammengestellt worden sei. Ich äusserte damals: Alles eine Verbrecherbande; Tito steht noch über ihnen. Im September 1944 erliess der russische General Wlassow einen Aufruf an die Russen, alle Waffenfähigen sollten sich melden zur Befreiung ihres Vaterlandes vom Bolschewismus. Gleichzeitig erging ein ähnlicher Aufruf an die waffenfähigen deutschen Häftlinge. Wie man erfuhr verhielten sich die Russen fast ausnahmslos passiv. Aus verständlichen Gründen reagierten die Deutschen anders. Die alten Lagerhasen der KPD, SPD und christlicher Kreise sagten sich: Das ist die einzige Gelegenheit unser Leben zu retten; denn am Schluss werden sie uns alle "umlegen". So meldeten sich mehrere Hundert Häftlinge, der Not gehorchend nicht dem eigenen Triebe. Einige "Wickelkinder" unter ihnen verbanden mit ihrer Meldung die Hoffnung in ihrer Naivität auf einen Heimaturlaub, um nach langer Zeit ihre Lieben einmal wiederzusehen. Nun geschah in Verkehrung aller Ehrbegriffe das Unglaubliche: Die "Freiwilligen" wurden in unserm Lager gemustert und auch wie die Kriminellen zu einer SS-Kompanie "geadelt". Dann wurden sie zum Teil in Dachau zum andern Teil in Prag ausgebildet und in der Slowakei eingesetzt. Als eine verschworene Gemeinschaft liefen sie in Ungarn bei günstiger Gelegenheit zu den Russen über. Georg Herbert aus Würzburg, Schneider von Beruf, Mitglied der KPD, dem Pater Sales lange die Würzbugger Zeitung zukommen liess, bis nur noch "Der Völkische Beobachter" als einziges Blatt im Lager zugelassen wurde, weil aus den anderen Zeitungen zuviel zwischen den Zeilen herausgelesen wurde, war am 10. Mai 1933 wegen Sabotage nach Dachau verfrachtet worden. Er und andre waren 6, 8, 10 und 11 Jahre unter der brutalen Gewaltherrschaft der Hitlerschergen, als Volksfeinde gebrandmarkt und geknechtet und jetzt sollten sie im Waffenrock ihrer Peiniger kämpfen und ihr Leben in die Schanze schlagen. Welch eine Vergewaltigung des Geistes! Durch die Umstände kamen auch zwei Mitbrüder, der ev. Pastor Husar Oswald und der kath. Pfarrer Franz Doppelfeld aus Neuss a. Rh. zu diesem Pähnlein der Verzweifelten. Als 1944 immer mehr Aussenlager aufgelöst und die Insassen unter unmenschlichen Marschrouten heim ins Reich beordnet wurden, fasste die Belegschaft eines Bettes drei Mann. Da Doppelfeld von stattlicher Grösse war und seine Bettgenossen in Bedrängnis brachte, verliess er unsern Block und übernahm auf einem andern Block das Amt eines Kantineurs; zur täglichen Messe konnte er kommen. Als nun jener Aufruf erfolgte, schrieb der Blockschreiber kurzerhand die Waffenfähigen seines Blocks

auf eine Liste, ohne die einzelnen zu fragen, und gab sie ab. Am Abend nach der Rückkehr von der Arbeit wurde ihm die Sache mitgeteilt. Da meinte er: Ich lass mal alles Laufen, ich kann mich ja später wehren und durchsetzen, dass ich nicht mit der Waffe ausgebildet werde, sondern zum Sanitätsdienst komme." Aber er hatte falsch gerechnet. Auch er wurde mit der Waffe ausgebildet. In der freiwilligen Gefangenschaft bei den Russen führten sie ein ganzes Jahr lang ein herrliches Leben. Aber dann musste ein jeder sich entscheiden für oder gegen das Komitee "Freies Deutschland". Doppelfeld konnte aus Gewissensgründen nicht beitreten und so begann für ihn die Härte der Kriegsgefangenschaft unter kommunistischem Joch, wie sie Millionen unsrer Soldaten erfahren haben. Sie brachte ihn infolge Dystrophie an den Rand des Grabes. Da er sich im Lager seelsorglich betätigte und dies durch Spitzel dem Lagerkommandanten hinterbracht wurde, erklärte ihn dieser offen: "Sie werden nicht lebend aus dem Lager kommen!" Mit dem letzten grösseren Transport deutsche Gefangener in die Heimat gelangte diese trübe Botschaft nach Deutschland. Nun trafen von seinen Freunden und Kameraden, besonders von kommunistischen Kameraden so viele Gesuche um Entlassung im Lager ein, dass der Kommandant doch einlenkte und den gesundheitlich schwer angeschlagenen Mann in seine rheinische Heimat entliess. Hier übernahm er nach einem Erholungsurlaub die grosse Pfarrei St. Elisabeth in Neuss, musste sie aber allzu früh wieder aufgeben. Kaum war er in einer kleinen Landpfarrei aufgezogen, als er plötzlich an einem Herzinfarkt verstarb. 9 Jahre Gefangenschaft hatten seinen Lebensnerv allzusehr geschwächt. Ein Verwandter gleichen Namens widmete sich dem besonderen Dienst der Kirche als Benediktinermissionar in Münsterschwarzach.

#### Einige Lebensschicksale von Kameraden.

Von den Lebensschicksalen so vieler Mitbrüder und Kameraden, die man im Lager kennen lernte, ist nach mehr als 20 Jahren das Meiste ins Meer der Vergessenheit versunken. Einige Fakten sind haften geblieben: Zwei rheinische Mitbrüder: Ziliken, 80 Jahre, und Johann Schmitt, 75 Jahre, hatten in einer Gastwirtschaft in Maria Laach den Marschall Göring nicht mit dem deutschen Gruss gegrüsst wie die andern Gäste. Darum wurden sie in Schutzhaft genommen und mussten in Dachau stundenlang auf dem Appellplatz auf und abmarschieren und diesen Gruss geben. Es war ein Glück für uns, dass der deutsche Gruss im Lager verboten war. Beide starben im Hungersommer 1942. Diakon Leisner hatte in einem Sanatorium des Schwarzwaldes bei der Meldung des Hitlerattentates in München durch das Radio die Äusserung getan: "Es hat den falschen erwischt!" Dafür kam er in das Sanatorium Dachau, wo trotz vieler Hilfe seitens der Kameraden seine TBC so weit voranschritt, dass er nach seiner Priesterweihe durch den französischen Bischof von Clermont-Ferrand an Weihnachten 1944 sein Primiz das erste und letzte heilige Messopfer war, das er feiern konnte, und er am 12.8.45 in vollständiger Abzehrung dahinstarb. Ein anderer Mitbruder, Karl Schmitt, hatte drei Monate vor dem Überfall auf Russland den Krieg mit Russland prophezeit und kam zur selben Zeit ins KZ. Studienrat Lorenz Schmedding von Warendorf in Westfalen hatte polnische Arbeiter seelsorglich betreut und ihnen Medaillons geschenkt. Pater Eise von Schönstatt hatte heimlich an Lehrerinnen Exerzitien gegeben und wurde von einer Teilnehmerin an die Gestapo verraten. Die meisten Mitbrüder wurden naturgemäss auf Grund des berüchtigten Kanzelparagraphen in Haft genommen.

Nur 2 Kameraden stehen mit ihrer längeren Haftgeschichte bei mir in deutlicher Erinnerung: Franz Breitenberger und Benedikt Rodach. Breitenberger, bei Bozen in Südtirol zu Hause, war nach dem Einmarsch der Deutschen in Österreich, wo er nach Arbeit gesucht hatte, von der Gestapo nach Thüringen zur Arbeit verpflichtet worden. Der einfache etwas primitive Mann von 23 Jahren tat sich furchtbar schwer in der neuen Umgebung voll religiöser Kälte. Er war bald die Zielscheibe des Spottes der sog. "deutschen Christen", die mit echtem Christentum nur noch den Namen hatten gemeinsam, in Wirklichkeit aber ganz im Fahr-

wasser des Materialismus hitlerscher Prägung wandelten und den Himmel auf Erden erwarteten. Das tägliche schikanöse Treiben und Spotten wurde ihm so unerträglich, dass er eines Tages seinen Arbeitsplatz verliess und in Eichstätt bei den Franziskanern als Novize eintrat. Die Gestapo konnte ihn erst nach einem Jahr ausfindig machen und steckte ihn ins KZ. In seiner gesunden urwuchsigem Art ertrug er die Strapazen und Entbehrungen des Lagerlebens leichter als der Durchschnitt. Bald gewann er sogar das Vertrauen des damals noch berüchtigten Capos Rogler. Da er mit seinen Eltern keine Verbindung aufnehmen konnte, vermittelte ich ihm halbe Paketsendungen aus Hettstadt, wofür er sehr dankbar war, wofür ich ihm aber auch allmonatlich die Dankesantwort aufsetzen musste. Mag es einer lächerlich finden: Bei "Franz" fand ich die einzigen normalen Füsse, die ich in meinem Lager gesehen habe. Infolge des wärmeren Klimas in Südtirol brauchte er nur selten Schuhwerk, sodass seine Fusszehen nicht so zusammengedrückt wurden wie die unsrigen. So einfach und unkompliziert seine äussere Lebensweise war, so schlicht und aufrecht war seine innere Art. Da er bei der Arbeit verlässlich und erfinderisch war, liess ihn Rogler zuletzt in vielem selbstständig handeln. So fertigte er aus Holz flink mancherlei Dinge wie Hackenstiele, Beilhelme, Rechen u. dergl. Mittlerweile hatte sich das Lagerleben gelockert, sodass Rogler ihm sogar gestattete, ein primitives Sägewerk zu bauen, mit dessen Hilfe er nicht nur 6 sondern 60 Hackenstiele in der gleichen Zeit fertigen konnte. Dieses Sägewerk hätte es verdient, samt seinem meisterlichen Erbauer und dessen Füssen gezeigt zu werden und zwar, wie er es mit seiner eigenen Körperkraft betrieb. Mit der einen Hand und dem einen Fuss bewegte er den ganzen Mechanismus und mit der zweiten Hand regulierte er Lage und Lauf des zu sägenden Holzes. Hier war dennoch mehr als Steinzeitkultur. Bei dieser Aktion erschien der Mechanismus so wackelig, dass man glauben mochte, im nächsten Augenblick werde er in Trümmer gehen; aber er funktionierte. Nach Einsichtnahme dieses seltsamen Sägewerkes war die SS so begeistert, dass sie ihm einen Kleinmotor von einem halben PS zur Verfügung stellte, so dass ihm die fast übermenschliche Kraftanstrengung erspart blieb. So wurde ihm das Leben im Kz zuletzt leichter als bei der Fabrikarbeit in Thürigen bei der ständigen seelischen Belastung.

Eine nicht alltägliche ganz unglaubliche "Story" erlebte - man könnte auch sagen, leistete sich - der Meenzer Kaplan Benedikt Rodach ausserhalb der Fastnachtszeit. Er war ein schlanker körperlich und geistig elastischer Dreissiger mit allerdings frühzeitig graumeliertem Haar. Nur einmal wagte ich es, mit ihm zu boxen. Er war der geborene Kampfhahn und weckte, wie man hörte, seine alten Pfarrherrn aus ihrer Ruhe auf. "Wenn Benedikt auf die Konferenz kommt, gibts immer Krach und Leben", äusserte ein junger Pfarrer später, den ich 1964 bei Exerzitien in Hofheim i.T. getroffen habe. Seine überdurchschnittlichen Kenntnisse in der Theologie gaben ihm ein festes Fundament für seine Angriffslust. Offenbar war er aus besonders "hanbuchenen" Holz geschnitzt. Bei seiner kirchentreuen Gesinnung konnte es darum gar nicht ausbleiben, dass er mit den Häschern des III. Reiches, d.h. mit der Gestapo in Konflikt geriet. Er hatte bereits dort mehrmals Vernehmung gehabt. Nun wurde er eines Tages wieder von einem Polizeibeamten zur Gestapo gerufen. Als dieser sich aus dem Zimmer zurückziehen wollte, sagte der forsche Benedikt: "Bleiben Sie hier und seien Sie Zeuge der Vernehmung!" Mit ängstlicher Miene fast zitternd gab der zur Antwort: "Herr Kaplan, ich muss meinem Vorgesetzten gehorchen" und trat ab. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als eine hitzige Debatte sich entfachte. Benedikt blieb seinem Gegner keine Antwort schuldig. Dieser geriet bald dermassen in Wut, dass er ihm mit der Hand einen Schlag ins Gesicht versetzte, jenes bei den Nazis in der Kampfzeit und nach ihrer Machtergreifung erst recht angewandte Mittel, bei mangelnden Beweisgründen ihrer Ansicht Nachdruck zu verschaffen. Mein Pflegevater hatte in einer Gastwirtschaft den Gedanken ausgesprochen, es werde wohl bald zu einem Kriege kommen. Da schlug der politische Leiter meiner Heimat ihm ins Gesicht und Schrie: "Wenn ich

sage, es gibt keinen Krieg, dann gibt es keinen!" Unser Benedikt erwiderte: jenem Schergen der Gestapo in gemessenem Tone: "Ich warne Sie dringend, mich nicht zu schlagen!" Doch diese Herren fühlten sich wie halbe Götter und so steigerte sich durch diese unverhohlene Drohung die Wut weiter. Das Ringen setzte sich fort und nicht lange danach hatte Benedikt einen zweiten Schlag ins Gesicht. Begreiflich, wenn er um einen Ton höher und mit vermehrter Lautstärke antwortete: "Ich warne Sie zum zweiten Male, mich nicht zu schlagen!" Es war nicht zu erwarten, dass der Halbgott sich mässigen würde. Bald klatschte Benedikt der dritte Schlag ins Gesicht. Dieses neue Unrecht brachte ihn derart in Erregung, dass er in höchster Tonlage und Lautstärke schrie: "Ich warne Sie zum dritten und letzten Male, mich nicht zu schlagen!" Gewohnt, jeden Widerstand zu brechen, setzte der Henkersknecht Hitlers seine Brutalität fort und so kam es, wie es bei der Naturanlage Benedikts fast kommen musste: Auf den nächsten Schlag kam als Antwort von der schneigen Hand und Faust Benedikts ein Kinnhaken und ein Trommelfeuer mit beiden Fäusten, sodass der Gestapo-Mann bewusstlos am Boden lag. Darauf drückte Benedikt auf einen Klingelknopf und es erschien jener Polizeibeamte. Zu ihm sagte Benedikt: "Jetzt haben Sie hier die Bescherung. Wären Sie dageblieben, so wäre das alles nicht passiert." Inzwischen war der Gegner aus der Betäubung erwacht und schlug Benedikt mit einem Faustschlag unversehens in den Nacken, so dass er zu Boden fiel, und traktierte ihn derart, dass er blutüberströmt und aufgeschwollen in einer Gefängniszelle erwachte. Von diesem Tag an wurde er 14 Tage lang zu jeder Tages- und Nachtzeit verhört und drangsaliert und jedesmal mit aufgeschwollenem Kopf in seine Zelle zurückgeführt. Dazu wurde ihm der Brotkorb so hoch gehängt, dass er stark abmagerte.

Und nun kommt ein Ereignis, das mehr aus erstaunlich, nein, das jedem Ehrbegriff ins Gesicht schlägt und die Charakterlosigkeit und Schamlosigkeit der braunen Verbrecher kennzeichnet. Nach etwa drei Wochen kommt der Oberste der Gestapo von Frankfurt in seine Zelle und grüsst Benedikt mit "Guten Tag, Herr Kaplan!" Dieser gibt seiner Verwunderung Ausdruck, dass er auf einmal wieder als Mensch angesprochen wird. "Ja, Herr Kaplan," beginnt der Lockvogel Satans schmeichlerisch, "Ich bin gekommen, Ihnen ein glänzendes Angebot zu machen. Solche Leute wie Sie können wir bestens gebrauchen. Ich schlage Ihnen vor: Sie treten in unsre Dienste und erhalten sofort das Doppelte an Gehalt netto ausbezahlt, was Sie als Kaplan brutto von der kirchlichen Behörde erhalten." Als Benedikt, keinen Augenblick zögernd, das teuflische Angebot entrüstet zurückwies und erstaunt zum Ausdruck brachte, welches schändliche Begriffe von deutscher Ehre und Treue er habe, entgegnete der brutale Geselle mit höllischem Sarkasmus: "Herr Kaplan, entweder Sie treten in unsre Dienste und erhalten das doppelte Gehalt oder Sie verschwinden spurlos von der Erdoberfläche. Niemand wird wissen und erfahren, wo Sie hingekommen sind." Benedikt gab zurück: "Ich bleibe meiner Kirche und meinem Meister Jesus Christus treu und weiss, dass meine Sache siegen wird so oder so." Darauf zog jener wütend ab.

Im Laufe der nächsten Tage konnte Benedikt einem Kameraden beim Kübelentleeren beschriebene Zeitungsfetzen blitzschnell zustecken, auf die er die ganze Affaire niedergeschrieben hatte. So gelangte die Nachricht an seine Angehörigen und Freunde. Erschüttert ob einer so ungeheuerlichen Mitteilung begannen sie eine Gebetssturm für Benedikt. Nach ungefähr 4 Wochen wurde er nach Mauthausen bei Linz überstellt. Es war ihm klar: Das bedeutet spurlose Vernichtung im KZ. Auf dem Transport traf er mit zwei ehemaligen SS-Männern zusammen, die ebenfalls ihrem Untergang entgegensahen. Der eine von ihnen war beauftragt als Mitglied der Leibstandarte Adolf Hitler bei dessen Empfang in einer Grossstadt Wache zu halten. Ein kleines Mädchen trug hierbei ein Gedicht vor, das ungefähr im selben Alter stand wie sein eigenes Töchterchen. Er hatte schon längere Zeit keinen Urlaub mehr gehabt und so kam es, dass er nur ganz kurz auf das Kind starrte und den Führer ausser Acht liess. Ein Spitzel beobachtete dies und melde=



te dies und meldete ihn bei der Führung. Ob dieses "todewürdigen Verbrechens" wurde er samt einem Kameraden in die Todesmühle von Mauthausen eingeliefert. Es war nicht zu verwundern, dass die Verehrung und Begeisterung für den Führer in teuflischen jedoch ohnmächtigen Hass umschlug. An einem Samstag lief der Gefangenentransport in Mauthausen ein. Am Sonntag wurde die Eingliederung in die Arbeitskommandos vorgenommen. Am Montag früh wurde Benedikt zur Vernehmung herausgerufen. "Na, dachte er, das wird was absetzen, da wird es weitergehen, wie im Gefängnis zu Mainz." Innig betete er zum Hl. Geist und zu Maria, der Helferin der Christen und dem Sitz der Weisheit. "Und ich muss sagen: Sie haben mir bestens beigestanden," erzählte er später seinen Mitbrüdern.

Die Vernehmung geschah nicht vor der Gestapo, sondern vor dem Lagerkommandanten. Dieser war ein Offizier von jenem durch die Alliierten nach dem 1. Weltkrieg zugelassenen 100.000 Mann-Heer und hatte vielleicht noch einige Erinnerungen an die frühere Auffassung von Offizierschule. Natürlich wollte er den ganz aus der Art geschlagenen Vertreter der "schwarzen Rasse" gehörig hernehmen und demütigen. Es kam anders. Wie bei einem Duell mit dem Säbel parierte der Meenzer Krischer mit seiner "Schnauze" einen Angriff nach dem andern. Am Schluss sprach der Kommandant zu Benedikt: "Eerr Kaplan, meine volle Anerkennung! Einen solch schlagfertigen Menschen wie Sie habe ich in meinem ganzen Leben nicht gefunden." Nun rief er einen SS-Mann herbei und gab den Befehl: "Dieser Mann, der Herr Kaplan Rodach, bekommt ein leichtes Kommando, am besten Blumen zu pflücken und zu pflegen; er hat nur halbtags zu arbeiten! Und - nicht wahr: Sie haben doch auch etwas zu beten? Ja, gut, ich werde Ihnen gleich ein Gebetbuch bringen." Er begab sich ins Nebenzimmer und brachte ihm eine Lutherbibel. Benedikt war nicht so einfältig, zu sagen: "Dieses Buch kann ich nicht brauchen!", sondern bedankte sich und zog mit neuem Lebensmut ab. 6 Wochen verbrachte er nur in Mauthausen. Um diese Zeit gab das Reichssicherheitsamt in Berlin, die oberste Zentrale der Gestapo, den Ukas (Befehl), alle Geistlichen in Dachau zusammenzufassen. Auf Grund dieses Erlasses und beeindruckt durch das schneidige Auftreten Benedikts lies der Kommandant Gnade walten und veranlasste seine Überstellung nach Dachau. Damit war er gerettet, wenn er auch dort noch über 3 Jahre Hunger und Kälte, Strapazen und schmachvolle Behandlung erdulden musste. Von jenen 2.000 Häftlingen, die mit Benedikt in der gleichen Woche in Mauthausen ankamen hat niemand ausser ihm diese 6 Wochen überlebt. Trotz seiner manchmal igelhaften Art und seines draufgängerischen Wesens trägt er nun seinen Namen Benedikt d. i. der Gesegnete, Begnadete, mit vollem Recht. Begnadet ist es seelisch durch Taufe, Firmung, Priesterweihe und andre Sakramente, leiblich begnadet durch die Rettung aus dem Grauen zweier KZs, ein zweiter Mose, aus dem Wasser der Trübsal gezogen. Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, war ihm auch im Tal des Todes, in der Löwengrube von Mauthausen und Dachau hilfreich nahe.

#### Entlassung.

Mit dem Beginn des Jahres 1945 steigerte sich die Not und der Mangel an allem an der Front wie in der Heimat am meisten aber in den KZs ins Ungemessene, wo die Konzentration ein unerhörtes Mass erreicht hatte und Unger und Krankheiten, voran der Typhus, an manchen Tagen Hunderte hinwegraffte. Die Belegschaft einer Stube von 100 Mann, wie sie noch einigermaßen erträglich war, stieg zuletzt auf 400 Mann, so dass im April die Massen auch auf dem Fussboden der Wahnstuben, Gänge und Waschräume, ja sogar auf den Dächern der Baracken nächtigen mussten. Durch das "Rote Kreuz" waren zuletzt grosse Ladungen an Lebensmitteln aus der Schweiz per LKW eingetroffen und die Norweger und Dänen wurden von der gleichen Organisation in ihre Heimat befördert. Anfang oder Mitte März kam die Anordnung des Reichssicherheitsamtes, die Geistlichen in kleinen Gruppen zu entlassen; es sollte nicht zusehr auffallen. Man wusste, dass wir uns nicht rächen würden. Nach welchen Gesichtspunkten bei der Entlassung vorgegangen wurde, war nicht zu ergründen - in keiner Weise nach der Schwere der Fälle. Willkür war ja immer ihre Praxis. Ein paar mal wurde früh und nachmittags je eine Gruppe von 10

Mann in Freiheit gesetzt. Am 5.4.45, dem Dinnertag in der Osterwoche, leuchtete auch mir zusammen mit Pfarrer Eisenmann die Sonne der Freiheit. Die Namen der Glücklichen wurden beim Morgenapell verlesen. Danach rannte ich zu einigen Freunden und Kameraden, die sich zu den Arbeitskolonnen begaben. Dann gings zum Block, um die wenigen Habseligkeiten mitzunehmen, schliesslich zur Kleiderkammer, wor wir mit abgebrauchten Kleidungsstücken notdürftig in Stand gesetzt wurden, in den normalen Bereich menschlicher Kultur einzutreten. Aus Hut und schuhe trugen den Stempel nationalsozialistischer Misswirtschaft. Den meisten der 10 Mann umfassenden Gruppe war bei einem Flieger angriff auf München durch eine amerikanische Leuchtrakete die sog. Effekten verbrannt, so dass wir in Zivilkleidern entlassen wurden. Warum letztere nur Ausschussware darstellten ist leicht erklärlich. Da keine Zebraanzüge mehr beschafft werden konnten wurden Ende 1942 schon Zivilkleider ausgegeben, aus aller Welt stammend. Um Fluchtversuchen vorzubeugen und - wie man hörte - der SS das Organisieren mit gutenhaltenen Stücken zu verleiten, mussten Joppen und Mäntel insgesamt auf dem Rücken in Kreuzform durchschnitten und dann mit einem Stoffstreifen wieder zugenäht werden. Wir waren also im Lager eine Art mittelalterlicher Kreuzfahrer.

Nach unserer Einkleidung wurden wir zu mehreren Ämtern geführt und mussten Unterschriften leisten. Gegen Ende des Krieges waren alle waffenfähigen SS-Leute an die Front geschickt worden mit ganz wenigen Ausnahmen. Als Ersatz wurden an den Ämtern SS-Angehörige eingesetzt. So führte uns eine verheiratete Frau aus Dachau im Alter von etwa 35 Jahren zu den einzelnen Ämtern. Sie behandelte uns respektvoll, sprach aber nur das Notwendigste. Bei der zweiten Unterschriftleistung las ich über die Schulter meines Vordermanns hinweg den Kopf des Schriftstückes, worin es hiess: "Ich verpflichte mich, unter keinen Umständen etwas aus dem Lagerleben auszusagen." Welch ein lächerliches Theater, da die Amis schon 8 Tage vor dem 1. April über die Eisenbahnbrücke von Aschaffenburg vorgedrungen waren - Am 1. April eroberten sie Rothenbuch und stiessen nach Hammelburg vor. - Als ich mein Schriftstück zu unterschreiben begann, sagte die Dame: "Ja, mein Herr, Sie müssen doch durchlesen, was Sie unterschreiben; nicht, dass Sie hinterher sagen, Sie hätten nicht gewusst, was drinnen steht!" Da kochte in mir der gerechte Zorn in Erinnerung an die unwürdige Behandlung im Gestapogebäude bei meiner 1. politischen Vernehmung. Ich schaute die Dame geraume Zeit mit wütendem Blick an, während meine Mitbrüder zu schamzeln begannen. Ihnen hatt ich nach meiner Vernehmung mein Erlebnis erzählt. Ich überlegte: Solltest du nicht losplatzen und das ganze ehrlose Gebaren der SS geisseln. Aber dann wäre ich wieder ins Lager zurückgewandert ohne dass ein anderer an meine Stelle getreten wäre. Wäre dies möglich gewesen, dann hätte ich meinem Zorn den Lauf gelassen. Ich schluckte den Groll hinunter und unterschrieb weiter, ohne das Blatt nochmals durchgelesen zu haben; ich dachte: Wie bald ist eure Herrlichkeit zu Ende! Mit eigenartige Gefühlen durchschritten wir die Tore des Lagers, das uns die besten Jahre des Lebens geraubt hatte. Kaum hatten wir sie hinter uns, als Fliegeralarm gegeben wurde. So lernten wir gleich an der Schwelle des Lagers die Nöte der Heimatfront kennen; denn in unsrem Gefangenenlager selbst brauchten wir uns nicht vor einer Bombardierung zu fürchten, wohl aber vor den Splittern deutscher Flackgeschosse; es gab nämlich für uns keinen Luftschutzkeller oder eine andre Deckung, nur einige Weidenbüsche auf der Plantage. Die Raserei und der Schrei von Propagandaminister Göbbels und den Berlinern: "Wir wollen den totalen Krieg!" hatte sich erfüllt: Sie erhielten ihn. Das ganze deutsche Volk, nicht nur die Frontsoldaten, sondern auch die Heimat selbst, die zum Kriegsschauplatz geworden war, musste unsagbar Schweres leiden. Und wir selbst? Ja, an uns hatte sich das Wort von Psalm 124 erfüllt: "Nicht wird der Herr für immer dulden der Sünder Zepter über der Gerechten Los, damit nicht auch die Redlichen zur bösen Tafel die Hand ausstrecken", und von Psalm 123: "Wir sind entronnen aus des Voglers Schlinge, zerrissen ist die Schlinge, wir sind frei." Ja, wir sind entlassen zu neuer Bewähr-

ung. Aber unsre lieben toten Kameraden? - Sie sind in vollem Sinn des Voglers Schlinge entrissen und in die ewige Heimat entlassen. Er hat den besseren Teil erwählt?

Einiges vom Kehraus.

Nach Entlassung von ungefähr 120 Geistlichen kam am 17.4.45, als die Amis Stuttgart erreicht hatten, vom Reichssocherheitsamt der strikte Befehl: "Es ist kein Häftling mehr zu entlassen, auch kein Geistlicher! Das Lager ist sofort nach Innsbruck zu evakuieren! Auf keinen Fall darf ein Häftling lebend in die Hände der Amerikaner fallen; denn die Häftlinge von Buchenwald haben sich nach dem Einmarsch der Amerikaner in der gemeinsten Weise gegen die Zivilbevölkerung von Buchenwald und Umgebung benommen." Auf Grund dieses Befehls wurden sofort 8000 Mann in Marsch gesetzt, darunter etwa 5000 Russen und 100 deutsche Geistliche. Dieser Marsch wurde für viele zum Todesmarsch, da die Verpflegung in keinem Verhältnis zu den Strapazen stand. Wie später bekannt wurde, gelang es Pater Pies S.J., der kurz vorher entlassen worden war, in Uniform mit einem LKW eine Gruppe erschöpfter Mitbrüder aufzuladen und in die Freiheit zu fahren. Der Rest der Geistlichen wurde völlig entkräftet bei Bad Tölz beim Vorstossen der Amis frei. Eine zweite grosse Kolonne von Häftlingen stand an den letzten letzten Tagen mehrmals zum Abmarsch auf dem Apellplatz bereit. Der Befehl zum Aufbruch wurde indessen nicht gegeben, wohl wegen der Nähe der Amerikaner. An den letzten Tagen befand sich das Lager im Zustand völliger Auflösung und Disziplinlosigkeit. 3000 Kranke lagen im Revier; dazu kam die grosse Anzahl der entkräfteten Invaliden und am Bahnhof Dachau von Leichen in den Waggons. Am 29. April drang eine Vorausabteilung der Amis in das Lager ein, von 32.000 Häftlingen mit unbeschreiblichem Jubel begrüsst. Es war ein Schauspiel ohnegleichen, wie uns Mitbrüder berichteten.

Nach unserer Entlassung waren wir in Freising von den Palottinern in Privathäusern untergebracht und bestens bewirtet worden. In der Pfingstwoche erschien nach sechswöchigen Aufenthalt in Freising, der alten Bischöfstadt, das erste deutsche Postauto, das in Frankfurt vom obersten amerikanischen General genehmigt wurde, um uns zur Heimfahrt aufzuladen. Vor der Abfahrt vom Marktplatz kam Kardinal Faulhaber zu uns in den Bus, um einen jeden von uns zu beglückwünschen und den bischöflichen Segen zu erteilen. Dabei äusserte er: "Jetzt bin ich doch als Kardinal der erste Mann der kath. Kirche Deutschlands und habe es bei den Amis nicht durchsetzen können, dass den Priestern von Dachau ein Auto für ihre Heimfahrt nach Norddeutschland bereitgestellt wurde. Die Palottiner aber haben es fertiggebracht!" Die Fahrt ging über das von Bomben hartmitgenommene München nach Buchau in Südwürttemberg, dann zur Rauhen Alb, wo wir Pater Kentenich suchten, der aber inzwischen schon nach Schönstatt weitergereist war. Weiter gings nun über das wie Würzburg grösstenteil zerbombte Pforzheim, über Karlsruhe, Heidelberg und Frankfurt nach Norden. In Bensheim vor Darmstadt war ich ausgestiegen und hatte mich 2 Tage bei den Verwandten von Pfarrer Wörner aufgehalten. Mit geliehenem aber inzwischen defekten Fahrrad kam ich am Samstag vor dem Dreifaltigkeitssonntag nachts um 1/2 11 Uhr nach zweistündigem Marsch durch den Wald von Babenhausen am Lagerfeuer eine Amiwache vor Aschaffenburg an, die mich ohne Decke in einem Eisenbahnwaggon bei niedererer Temperatur zu übernachten zwang. Welch ein erschütterndes Wiedersehen am Morgen mit der grösstenteils zerstörten Industriestadt Aschaffenburg! Ich suchte zuerst die Konditorei Reichert vor der Agathakirche auf, von der so manches Päckchen von einfachen noch verfügbaren Konditoreiprodukten nach Dachau verschickt worden war. Frau Reichert und Tochter Dora hatten in dieser Nacht erstmals wieder in den Ruinen ihres zerstörten Anwesens geschlafen und begrüsst mich inmitten ihres Elenäs mit freudiger Anteilnahme. Nur wenig Freunde und Bekannte konnte ich in der todesstillen Stadt begrüssen, darunter die Schwester von Frau Reichert, Frau Röhl und Tochter, Frau Mergler, Kantinenwirtin der Zellstoff und Angehörige und Familie Spangenberger in Damm. So nahe an den Orten meiner letzten seelsorglichen Tätigkeit konnte ich es nicht verwinden, mit

Reicherts Damenrad einen Abstecher nach Mömbris zu machen, um dort wie auch in Feldkahl ein frohes Wiedersehen zu erleben. Es ist ja doch so, dass nicht nur freudige Erlebnisse, sondern auch Arbeit, Kampf und Leid den Menschen an einen Ort binden.

Darum verbrachte ich dort etwas später auch einen vierwöchigen Erholungsurlaub. Erst am Dienstag Abend traf ich um 1/2 10 Uhr mit Fahrrad in der Heimat Faulbach ein. Nach der Anordnung von Pfarrer Stecher sollte ich unter Glockengeläute von der ganzen Heimatgemeinde empfangen werden. Ich hatte indes eine gute Nase und richtete es so ein, dass ich erst nach der von den Amis verordneten Polizeistunde ankam. In der Heimat traf ich bald mit unsern Nachbarn zusammen. Der war als gewöhnlicher Wehrmachtler nicht kriegsdiensttauglich und deswegen als Wachtposten bei einer Arbeitskolonne vom KZ Buchenwald. Er berichtete mir: "Sie glauben nicht, wie gehässig die sog. "deutschen Christen" Thüringens bis zuletzt gegen die Häftlinge waren. Sie beschimpften selbst noch die Elendzüge aus den östlichen Lagern und warfen Steine auf sie. Wie musste ich mich zusammenehmen, wenn ich den entkräfteten Polen dann und wann ein Brot zukommen liess!" Wie konnte es dann aber auch beim Einmarsch der Amis anders sein, als dass die Häftlinge für die so unmenschliche Behandlung so vieler Jahre Rache übten, nachdem sie im Kz nie ein Wort von Gott und Religion vernommen hatt! Wer Hass sät, kann keine Liebe erwarten.

Noch ein bemerkenswertes "Protokoll" (Anhängsel).

Drei Wochen nach meiner Entlassung, d.h. kurz nach dem Einmarsch der Amis fuhr ich mit dem Fahrrad von Freising nach Dachau. Gerne hätte ich einige Mitbrüder getroffen sowie russische Kameraden; aber der Eingang ins Lager wurde mir wegen der verhängten Quarantäne verwehrt. Ich erfuhr die traurige Nachricht, dass der ev. Pastor Kreuzberger und der kath. Kaplan Zimmermann in einem alten Auto von einem Jeep totgefahren worden waren. Trotz ihres unerwarteten Endes bin ich überzeugt, dass die göttliche Vorsehung es gut mit ihnen gemeint hat; denn beide hätten sich wohl schwer wieder ins normale Leben eingefunden. Als ich ins Pfarrhaus kam, wurde ich von den Schwestern mit der eindringlichen Bitte bedrängt: "Sie kennen doch den Obersturmführer Vogt von der Plantage und wissen, dass er den bei ihm arbeitenden Häftlingen gut war, dass er manchmal nachts um 1 oder 3 Uhr beim Pfarramt Dachau Bericht gab über die Lagerverhältnisse, was ihm ohne weiteres den Kopf hätte kosten können, dass er es zuließ, dass Pater Berthold und Barnabas O.s.B. in Zivil ihren Mitbruder Sales Hess auf der Plantage besuchen konnten. Nun haben die Amis sein Haus beschlagnahmt und die Frau, die bei Bekannten Unterschlupf gefunden hat, besitzt nichts ausser, was sie am Leibe trägt. Könnten Sie nicht aus Dankbarkeit mit ihr zu ihrem Hause gehen und Fürsprache einlegen, dass siewenigstens ein paar alte Schuhe, Kleider und wäsche mitnehmen darf, um wechseln zu können?" Ich wusste alles das von dem Mann, ich wusste aber auch, dass er trotz seiner guten Gesinnung eine besondere Stütze des Gewaltsystems bedeutete. Lange widerstrabte ich, nicht wegen der Ohrfeigen die ich vom Obercapo Gaster in der Koreopsisanlage erhalten hatte, sondern auch aus dem Grund, weil es mir an Kenntnissen in der englischen Sprache mangelte, die andre Mitbrüder in der letzten Zeit aufgefrischt hatten, während ich Zeit und Mühe dem Russischen widmete. Persönlich hatte ich ihm nichts Wesentliches zu verdanken. Schliesslich gab ich den Bitten nach und wurde von einer Schülerin zur Frau Vogt geführt. Es war eine etwa 50jährige kraftvolle Person nicht ohne den Nachglanz ihrer jugentlichen Schönheit. Wir sprachen unterwegs nur von unserm Vorhaben; eine andre Unterhaltung lag uns beiden durchaus fern. Als ich die Hausglocke geläutet hatte, erschien ein etwa 25jähriger prot. Heereskaplan in Uniform. Ich erklärte ihm, dass ich ein kath. Kaplan sei und 4 Jahre KZ-Haft hinter mir hätte. Meine schwarze Kleidung sei durch eine Leuchtrakete bei einem nächtlichen Fliegerangriff verbrannt. Die Frau sei die Gattin eines Obersturmführers der SS. Dieser habe uns Häftlinge aber gut behandelt und des Nachts sogar beim Pfarrer von Dachau mehrmals Bericht erstattet über die

schrecklichen Verhältnisse im Lager. Die Frau habe keine Möglichkeit, Wäsche und Kleider zu wechseln und bitte darum, wenigstens ein paar alte Sachen aus ihrem Haus mitnehmen zu dürfen. Was auf diese meine Erklärung und Bittes aus dem Munde eines Heereskaplans, des ersten Ami, mit dem ich näher zusammentraf, erfolgte, war eine gründliche Enttäuschung über unsre Befreier. Mit hämischen Blicken und vielsagenden Gebärden sprach er zu mir: "Ei, ei! SchönmMadam!" wobei er mit beiden Händen von mir zu ihr deutete, als ob ich mit ihr ein Verhältnis unterhielte. Ich schaute ihn voll Grimm an und suchte vergeblich nach englischen Schimpfworten - russische hätte ich einige auf Lager gehabt. Schliesslich nahm ich militärische Haltung an und schrie aus Leibeskräften: "Genau so gemein wie die SS!" und verschwand. Die Dame durfte eintreten in ihr Haus, aber ohne Erfolg, wie ich erst nach Jahrzehnten erfuhr. Ob der junge unbeherrschte "Stiefbruder" sich hernach nicht doch geschämt hat, mir so zu begegnen? Was ich bei dieser Radtour sonst noch erfuhr, war, dass die Stadt Dachau durch das mutige Eintreten ihres Stadtpfarrers Pfanzelt vor der Zerstörung bewahrt blieb. Was ausserdem nach dem Einmarsch der Amis geschah und wovon ich selbst die Spuren auf den Strassen gesehen habe, will ich mit Stillschweigen übergehen.

Noch ein weiterer Missklang trübt die Erinnerung an unsre Retter, ihr Verhalten in der Pressefrage. Obwohl aus den gläubigen Kreisen unsres Volkes offentlichlich der grösste Widerstand gegen das Nazi-regime erwuchs, gaben die Amis und Franzosen in ihren Besatzungszonen keinem christlichen Mann eine Zeitunslizenz, sondern nur liberalen und linksgerichteten Leuten. Die Engländer taten gerade das Gegenteil, sodass dort in ihrer Zone die kath. Zeitungen den besten Star setzen konnten. Bemerkensweeterweise führt nach meiner Beobachtung keine Zeitung mehr den Namen "Generalanzeiger". Ob man sich bei der Neugründung ihrer unrühmlichen Vergangenheit schämte? Natürlich bewegen sich auch die Neugründungen im alten liberalen Fahrwasser. Bezeichnend für die materialistische Einstellung der Amis ist folgende Tatsache. Sie hatten in ihrer Zone die Presseverordnung herausgegeben, dass nur Tagesfragen und Tagesereignisse behandelt werden dürften. Als nun ein Redakteur einen Leitartikel über das Weihnachtsfest schrieb, erhielt er einen Verweis mit der Begründung, was vor 2000 Jahren geschehen sei, das sei heute nicht mehr aktuell. Ich dachte mir damals: Wenn vom aktuellsten Ereignis der Weltgeschichte nicht mehr geschrieben werden darf, dann ist der Weg nach Russland eingeschlagen. Zu ihrem Übereifer, Deutschland und Japan Demokratie zu lehren, bemerkte ich in meiner Pfarrgemeinde: Ein Land, in dem auf drei Eheschliessungen eine Ehescheidung kommt, ein Land, das - damals noch - seinen eigenen Untertanen die einfachsten und selbstverständlichen Rechte vorenthält, kann für uns nicht vorbildlich sein. Durch die Praxis der Amis geriet unser kath. "Fränkisches Volksblatt" gewaltig ins Hintertreffen; denn "Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!" Erst nach Jahren erhielt es die Lizenz zur Neugründung.

Ausserst beschämend und bestürzend ist die heutige Oberflächlichkeit und Interessenlosigkeit des Grossteils unsres Frankenvolkes an se seiner kath. Zeitung. Unser Volk ist durch das Wirtschaftswunder nicht wenig dem Materialismus verfallen und würde bei eintretender Notzeit nicht die Widerstandskraft gegen den Radikalismus zeigen wie anno 1933. Während die liberale Mainpost eine Auflage von weit über 100.000 Exemplaren aufweist, hatte vor 10 Jahren das Völklsblat kaum 30.000, so dass es um diese Zeit sich mit der Mainpost zusammenschliessen musste, um weiterhin bestehen zu können, un so abhängig wurde. Das Christentum fordert Rücksichtnahme und Toleranz, aber gleichzeitig auch Klarheit und Entschiedenheit. Nieman kann vor Gott neutral sein. Gesellenvater Kolping hat einmal infast derber Weise und Deutlichkeit gesagt: "Es ist doch so klar wie der helle Tag, dass ein himmelweiter Untersbnieid ist, ob ich die Welt mit christlichen, endlich ob ich sie mit karh. Augen anschau, beurteile und demnach den Dingen oder Begebenheiten Wert oder Unwert beilage, oder ob ich sie mit den Augen eines Phantasten der Philosophie, eines Irrgläubigen oder gar eines Ungläu-

bigen besehe und demnach mein judicium (Urteil) fälle. Ein Ochs sieht die Welt ochsig, ein Esel eselhaft, ein blosser Sinnenmensch sinnlich und ein Christ christlich." Betrübtlich, wenn ein Grossteil unsres Volkes die Welt nicht mehr christlich sehen will. Der strenge Standpunkt ist und bleibt unbeliebt bei der Masse der heutigen Menschen. "Darum hasst euch die Welt, weil ihr nicht von dieser Welt seid. Wäret ihr von der Welt, so würde euch die Welt als das Ihrige lieben." Dieses Wort Jesu behält allzeit seine Gültigkeit. Trotz seiner geringen Auflageziffer ist unser Volksblatt ein Regulativ, sozusagen ein Bremsscheit, sodass andre Zeitungen sich vorsehen müssen, grobe Unwahrheiten zu schreiben oder laxe Auffassungen zu vertreten. Die Dankbarkeit müsste unser gläubiges Frankenvolk bewegen, seine kath. Zeitung mehr zu unterstützen, die sich in der Kampfzeit im III. Reich so tapfer geschlagen hat. Wenn ein Häftling in einem Buch über den Einzug der Amis ins Lager Dachau geschrieben hat: "Ich glaube, für einen jeden aus uns wird das Wort Amerikaner das ganze Leben lang einen goldenen Klang haben," so mischen sich für mich in die goldenen Klänge schrille Misstöne oder Nachklänge.

#### Die Hand der göttlichen Vorsehung.

Bei der Einlieferung eines Mitbruders sprach ein SS-Mann: "Glaub ja nicht dass du je wieder entlassen wirst. Wenn der Krieg zu Ende ist, kommen die andern, die draussen sind, auch noch rein und euer Oberhäuptling in Rom noch dazu." Gott lenkte es anders. Reichsleiter Rosenberg hat in seinen "Mythos des 20. Jahrhunderts" den Satz geschrieben: "Die Kirche muss organisatorisch verkümmern", d.h. durch Gesetze zum Absterben gebracht werden. Wir haben es auch erlebt, wie Zug um Zug, Gesetz um Gesetz Einfluss und Freiheit der Kirche beschnitten wurde, aber nicht nur die kirchliche, sondern jegliche Freiheit. Der brutale rücksichtslose Übermensch Nietzsches hat sich im Nazismus ausgetobt. Die Kirchenfeinde sprechen gern vom "finsternen Mittelalter", wo die Kirche angeblich jede freie Meinungsäusserung unterdrückt habe. Wenn man solche Darstellungen las, konnte man zu der Auffassung gelangen, die ganze abendländische Christenheit habe in einem einzigen KZ gelebt. In Wirklichkeit würde das Mittelalter erröten ob all der Unterdrückung der Freiheit im III. Reich, ob all der verbrecherischen Taten des 1000jährigen Reiches Hitlers.

Im Vergleich zur Ära des Nazismus war das sog. finstere Mittelalter hellstes Licht. Beweis: Südlich von Wittenberg, wo Luther seine 95 Thesen angeschlagen haben soll, was nachweisbar nicht der Wahrheit entspricht, liegt das Städtchen Bad Schmiedeberg. In der dortigen alten Stiftskirche wurden vor einiger Zeit Freskenmalereien entdeckt, die u.a. das Weltgericht darstellen. Christus thront als Weltenherr auf einer Wolke und ihm zu Füssen haben sich die Toten aus den Gräbern, um vor seinem Antlitz zu erscheinen. Zu seiner Rechten ist die Himmelspforte zu sehen, zur Linken aber führt der Weg ins Inferno (Hölle), dessen Eingang ausgefüllt ist mit dem weitgeöffneten Schlund eines höllischen Ungeheuers. Auf dem Weg zur Himmelspforte ist die Schar der Seligen zu sehen, denen Christus das Leben in Herrlichkeit zugesprochen hat, die Verdammten aber stürzen in das gierige Maul des Höllenhundes. Interessant ist nun, dass jede der beiden Gruppen angeführt wird von einem Papst und Bischof, Kaiser und König, also den Grossen von Kirche und Welt. Die Kritik der mittelalterlichen Kirche machte also selbst vor den höchsten Würdenträgern nicht halt. Zudem soll der zur Hölle fahrende Papst deutlich die Züge des damals regierenden Papstes tragen. Welch ein bewundernswertes Mass der freien Meinungsäusserung ist das! Auch in Stephan Lochners Weltgericht, das in Köln zu sehen ist, sitzt der regierende Papst in der Hölle. Der Dichter Dante, der dem Papst im damaligen Kirchenstaat geographisch so nahe lebte, versammelt im 19. Gesang seiner "Göttlichen Komödie" gleich ein ganze Schar der Päpste in der Hölle. Und diese Dichtung war das bestbekannte und meistgelesenste Drama im damaligen Europa. Unter diesen Päpsten nennt er auch seinen Zeitgesossen Bonifaz VIII., der vielen als besonders Herrschsüchtig gilt. Es ist nicht auszudenken, wenn unter Hitler und Genossen eine ähnliche Dichtung

oder Malerei geschaffen worden wäre und wäre es auch im entlegensten Dorf geschehen. Er wäre totgetrampelt worden wie jener Konvertit und Schriftsteller Fritz Gerlich, der wohl der fähigste Geisteskämpfer gegen den Nazismus war und darum in höllischem Hass von den braunen Horden in Dachau buchstäblich zu Tode getreten wurde.

Wir Deutschen haben es erlebt, wie nicht nur ein einzelner Mensch sondern auch ein ganzes Volk in die Irre gehen kann, verführt von einer gottlosen und verbrecherischen Regierung. Andre Völker im Osten erleben es heute noch. Gott war unsern Volk trotz der grossen Katastrophe gnädig und barmherzig und hat es nicht der Vernichtung anheimgegeben, was leichtmöglich gewesen wäre; denn der Hass gegen uns war gross in aller Welt.

Ob nicht die göttliche Vorehung auch am Werk war, da wir mit einer ganzen Anzahl ev. Pastoren eine lange Haft teilten? Von den 250 deutschen Geistlichen gehörten an die 50 der ev. Kirche an, darunter nur 21 oder 23 reichsdeutsche. Paritätisch gesehen hätten es 300 sein müssen. 3 von den 4 Jahren meiner Haft war ich in Stube 3 mit den ev. Mitbrüdern zusammen. Zwischen uns und ihnen gab es keine Differenzen; nur unter ihnen selbst Streitfragen. Gewiss haben wir manche Glaubensfragen besprochen. Ein ev. Pastor aus dem Elsass erklärte, er taufe aus verstandesmässigen Überlegungen nur Erwachsene. Ein gutmütiger ev. Pastor aus dem Norden meinte mir gegenüber, es sei doch des Guten zuviel, im sog. Englischen Gruss gleich dreimal das Ave herzusagen. Ich antwortete, die Zahl 3 sei doch im Gotteslob schon im AT üblich; sodann möge er einmal bedenken, in seiner Brautzeit habe er doch auch des öfteren dieselben zärtlichen Worte gebraucht, worauf er schwieg. Das war ein Gespräch bei nasskalter Witterung auf der Plantage. Es wurde mir aus zuverlässiger Quelle bekannt, dass eine Gruppe ev. Pastoren an Pater Kentenich die Frage stellte, ob sie nach der Befreiung und aus dem Lager zur kath. Kirche übertreten sollten. Kentenich gab die Weisung! Nein! Sie sollten in ihren Gemeinden für die Wiedervereinigung wirken, es käme eine Zeit, wo sie mit einem Teil ihrer Gläubigen die Eingliederung in die kath. Kirche vollziehen könnten. Mit etwas Befremden las ich in den Erinnerungen des luxemburger Bernard Jean: "Die inhaftierten Priester zitterten jedes Mal, wenn wir von einem Protest einer kirchlichen Stelle erfuhren, besonders aber vom Vatikan. Wir hatten alle den Eindruck, dass unsre Wärter uns schwer für die Wut büssen liessen, die diese Proteste hervorriefen. Jedes Mal, wenn die Art, wie man uns behandelte, plötzlich verschärft wurde, verliehen die prot. Pastoren unter den Gefangenen ihrem Unwillen Ausdruck gegenüber den kath. Priestern: "Euer grosser naiver Papst und diese Narren, eure Bischöfe haben wieder den Mund aufgemacht... Warum begreifen sie denn nicht endlich und halten ein für alle Mal den Mund! Sie spielen die Helden und wir müssen die Rechnung zahlen!" Das mag vielleicht einer von den ev. Pfarrern gesagt haben, nicht alle. Wenn Bernard gezittert hat, ist das seine Sache. Ich habe nicht gezittert und ich hatte den Eindruck, dass die Haltung der "Edelinge der nordischen Rasse" stets gleichbleibend von Priesterhass und Hochmut diktiert war, bis die Aussicht auf den Endsieg schwand. Die Sache beweist, wie zu Unrecht und gemein der Schriftsteller Rolf Hochhuth den Papst anklagt, er habe zu allem geschwiegen. Als es möglich wurde, gab es in unsrer Stube 3 sogar eine Art "Ökumene". Unter gegenseitiger Vereinbarung beteten beim Abendgebet im Schlafsaal die ev. Pastoren das Ave Maria mit und wir den jetzigen Abschluss des Vaterunsers "Denn dein ist das Reich ..."

Die unfreiwillige Volks- und Völkergemeinschaft in Dachau brachte auch einiges Gute mit sich. Wir wurden über die Verhältnisse in andern Ländern informiert und erörterten gemeinsame Fragen. In der Frahe des Verhältnisses von Kirche und Staat gab es widersprechende Auffassungen. Während die Tschechen, die so lange das Staatskirchentum (Josefismus) genossen hatten für die Trennung von Kirche und Staat plädierten, traten die Elsässer und Lothringer für deren Zusammenarbeit ein. Unser Kamerad und Mitbruder Robert Müller, französischer Flieger-

Offizier, den die SS mit allen Mitteln zum Einsatz im deutschen Heer zu verpflichten suchte und darum ins KZ steckte. Höchst merkwürdig waren die Verhältnisse in ihrer Heimat. Während sonst im übrigen Frankreich der Staat an die Geistlichen keinen Gehalt zahlte, wurden die Elsässer und Lothringer staatlich besoldet. Ferner hatten sie durch ihren energischen Kampf ihre kath. Schulen samt staatlicher Finanzierung bewahrt. Durch solches Entgegenkommen seitens der Französischen Regierung wurden viele gewonnen, während die prot.-preussische Verwaltung nach 1870 in dem neugewonnen Reichsgebiet durch ihre Herrschsucht das Volk entfremdete.

Betreffs der Einrichtung von KZs waren wir in unsern Debatten einig, dass sie sehr wohl in das moderne Straf- und Besserungsverfahren eingebaut werden könnten, nur nicht als Vernichtungslager.

Ein erschütterndes Dokument.

Was in den 12 Jahren nazistischer Gewalt Herrschaft geschehen ist, wissen wir, wenn auch unser Volk wenig davon wissen will, weil es mitverantwortlich ist für das angerichtete Unheil. Was aber wäre geschehen, wenn der erträumte Endsieg eingetreten wäre? Unser Mitgefangener Lenz hat dafür an alle Pfarrämter aus Wien ein einschlägiges Schriftstück zugesandt. Dieses Dokument wurde in einer NS-Geheimsitzung im August 1943 für den Führer bearbeitet. Das Faksimile (Abdruck) gibt uns den genauen Text zugleich mit der handschriftlichen Zustimmung und Unterschrift Hitlers in photographischer Treue wieder. Es lautet:

"Ohne Durchschlag, streng vertraulich!

14. August

Nur für den Führer bestimmt!

#### IV. Sitzungsbericht.

Vorschlag VI (Nach Bauer) Nach Vornahme einiger Änderung zur Vorlage an den Führer angenommen.

Sofortige und bedingungslose Abschaffung sämtlicher Religionsbekenntnisse nach dem Endsieg und zwar nicht nur für das Gebiet des Grossdeutschen Reiches, sondern auch für sämtliche befreiten, besetzten und annektierten Länder, Protektorate, Gouvernements ectra mit gleichzeitiger Proklamierung Hitlers zum neuen Messias. Aus politischen Gründen sind von dieser Massnahme einstweilen der mohammedanische, buddhistische und Shintoglaube auszunehmen. Der Führer ist dabei als ein Mittelding zwischen Erlöser und Befreier hinzustellen, jedenfalls als Gottgesandter, dem göttliche Ehren zustehen. Die vorhandenen Kirchen, Kapellen, Tempel und Kultstätten der verschiedenen Religionsbekenntnisse sind in "Adolf-Hitler-Weihestätten" umzuwandeln. Ebenso haben sich die Theologischen Fakultäten der Universitäten auf den neuen Glauben umzustellen und besonderes Gewicht auf die Ausbildung von Missionaren und Wanderpredigern zu legen, die sowohl im Grossdeutschen Reich als auch in der übrigen Welt die Lehre zu verkünden und Glaubensgemeinschaften zu bilden haben, die als Organisationszentren zur weiteren Ausbreitung dienen sollen. Damit fallen auch die Schwierigkeiten bei der geplanten Aufhebung der Monogamie (Eihe) weg - kann doch die Polygamie (Vielehe, bzw. Vielweiberei) ohne weiteres als Glaubenssatz in die neue Lehre eingebaut werden. Als Vorbild des Gottgesandten möge die Figur des Gralsritters Lohengrin dienen, die keltisch-germanischer Phantasie entsprungen, bereits ein gewisses Traditionelles Ansehen genießt (Ähnlich wie die Sagengestalt Wilhelm Tells in der Schweiz seit langem zu einem Symbol geworden ist) Durch entsprechende Propaganda müsste die Herkunft des Führers noch mehr wie bisher verschleiert werden, so wie auch sein künftiger Abgang einmal spurlos und in vollständigem Dunkel zu erfolgen hätte (Rückkehr in die Gralsburg). - (Nun Hitlers eigenhändige Anmerkung):

"Der erste brauchbare Entwurf! Zur Bearbeitung an Dr. Göbbels.

Stempel

Adolf Hitler"

Doch an diesem gottlosen Wahn erfüllte sich das Wort von Ps. 36: "Ich sah einst einen Frevler hochehoben, sah ihn sich breiten wie am Libanon die Zeder. Doch als ich wiederkehrte, war er schon nicht mehr; ich suchte ihn, doch seine Stätte war nicht mehr zu finden." - Nicht einmal sein Grab!



## Ausklang.

Acht Tage nach meiner Ankunft in der Heimat führ ich mit dem Fahrrad nach Hettstadt und anschliessend in das total zerstörte menschenleere Würzburg. Pfarrer Wörner, der mich reichlich mit Paketen versorgt hatte, stellt an mich die Frage: "Ich weiss ja, dass Du meinetwegen nach Dachau gekommen bist; würdest Du ein zweites dorthin gehen?" Meine Antwort lautete: "Ja, sofort! Selbst unter der Voraussetzung, dass es mir das Leben kosten würde; denn es war eine dringende Notwendigkeit, dass wenigstens ein paar Hundert deutsche Geistliche für Gottes Reich in Dachau waren und auf die ungerechten Angriffe der Ausländer Antwort geben konnten. Aber eines möchte ich nicht non einmal!" "Ja, was denn?" fragte mein einstiger Chef. Darauf meine Erwiderung: "Ich möchte nicht noch einmal während der langen Studienzzeit durchkämpfen, während der Weg nach Dachau für mich ganz klar Teilnahme am Schicksal Christi war. Von dieser Antwort war Wörner sichtlich überrascht, wenn er auch tiefes Schweigen beobachtete. Inzwischen sind weitere 20 Jahre ins Meer der Ewigkeit geflossen. Die Zeit aber lässt den Menschen wachsen, läutern und reifen. Christus hat uns das Gleichnis von der wachsenden Saat und vom Senfkorn geschenkt. Das sollte jeder Priester- und Ordenskandidat bedenken. Darum lautet heute mein Bekenntnis: "Ich bejahe heute alles, was schon von Jugend auf und später Hartes und Schweres über mich kam. Nur meine Fehler und Sünden kann ich nicht bejahen. Was man aber Gott und seiner Kirche zulieb auf sich nimmt, hat Ewigkeitwert, den kein Rost und keine Motte zerstören und kein Dieb rauben kann."

17 Jahre nach meiner Heimkehr hatte ich Gelegenheit, von Bad Wörschhofen aus das Lager wiederzusehen, das noch in einem unwürdigen Zustand dalag und fast alle Baracken noch mit Flüchtlingen belegt waren. Inzwischen ist eine kath. und ev. Kirche errichtet worden sowie eine jüdische Gedächtnisstätte. Vor allem aber entstand das Sühnekloster der Karmelitinnen - hauptsächlich durch die Initiative und persönlichen Opfer unseres Kameraden, des Weihbischofs Neuhäussler in München. Dort, wo vor Jahren teuflische Flüche und gotteslästerliche Reden die Luft erfüllten und so viele Verbrechen und unschuldiges Blut um Rache zum Himmel schrie, rufen jetzt gotthingegebene Seelen zu Gott um Gnade und entsühnen durch ihr Opferleben die blutbefleckte Erde.

Am 13.7.68, einem Sonntag, verbrachte ich auf der Heimfahrt aus dem Urlaub vier Stunden an dieser ergreifenden und nun vollendeten Gedenkstätte. Sie informiert in erschütternden Dokumenten in Wort und Bild den Besucher sowohl über die Entwicklung der Hitlerbewegung bis zur Machtergreifung 1933 als auch und ganz besonders über die 12jährige Gewaltherrschaft des Nazistaates in allen Einzelheiten. Sie könnte kaum eindrucksvoller gestaltet sein. Ein ununterbrochener Menschenstrom aus aller Welt bewegte sich auf dem Gelände bei günstiger Witterung hin und wieder. Soweit ich urteilen konnte, waren von 10 Besuchern 9 Ausländer, davon 5 italienische Gastarbeiter mit Familien, wohl aus dem nahen München. Ich konnte es nicht verkneifen, an einige Deutschen die Frage zu richten: "Schaut euch um! Ihr seht hier fast lauter Ausländer. Wo sind die Deutschen? - Ich gebe euch gleich die Antwort: "Die wollen keine Sünder sein!"

So ist nunmehr das KZ Dachau zu einem würdigen, wenn auch erschütternden Mahnmahl geworden, ein eizigartiger internationaler Wallfahrtsort zur Erinnerung an eine Welt ohne Gott.

-----  
Ein Nachtrag zur Seite 56:

Im Advent 1943 erhielten wir auf Stube 3 ohne erkennbare Motive vornehmen Besuch von "Schwester Pia" aus München, Blutordensträgerin wegen ihrer Teilnahme am Marsch zur Feldherrnhalle. Sie rief die Deutschen zur Kameradschaft und zum Durchhalten auf, wobei sie den Ausbruch ihres Zornes nicht verwinden konnte: "Aber diese Tschechen, die hasse ich!" Ihr Wort: "Den Pies und Sales werde ich noch aus dem KZ herausbringen", erfüllte sich nicht. Ich blieb absichtlich ihrem Theater fern.